

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Biographien**

**Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert**

Nachträge

**urn:nbn:de:bsz:31-16275**

## Nachträge.

### Friedrich Arnold.

(Zu Theil I, S. 8 ff.)

Nach seinem Rücktritt vom akademischen Lehramte, in welchem im Herbst 1873 sein Schwiegersohn Karl Gegenbaur sein Nachfolger wurde, verfolgte Arnold, bis wenige Jahre vor seinem Ableben in voller körperlicher und geistiger Frische, mit lebhafter Theilnahme die Fortschritte seiner Wissenschaft, von denen er durch seinen Sohn Julius Arnold, seit 1866 ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie an der Universität Heidelberg, und durch seinen oben genannten Schwiegersohn Kunde erhielt. Seine letzten Lebensjahre trübten die mit dem hohen Alter fast stets verbundenen Leiden, von denen ihn am 4. Juli 1890 ein sanfter Tod erlöste. Er hatte ein Alter von 87 Jahren und 6 Monaten erreicht. (Nekrologe von Karl Bardeleben in der Deutschen Medicinischen Wochenschrift, 16. Jahrgang Nr. 39, und im Anatomischen Anzeiger Jahrgang V, Nr. 13 und 14.)

### Großherzogliches Haus Baden.

Marie Amalie Elisabeth Caroline, Prinzessin von Baden, Herzogin von Hamilton, Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie (s. Badische Biographien I, 21), starb zu Baden am 17. Oktober 1888. Ihre sterbliche Hülle ruht in der neben der fürstlichen Todtenkapelle des Klosters Lichtenthal angebauten Gruftkapelle.

Cäcilie, Prinzessin von Baden — Olga Feodorowna, Großfürstin von Rußland — war die jüngste Tochter des Großherzogs Leopold und der Großherzogin Sophie von Baden, geboren den 20. September 1839 zu Karlsruhe und am 7. Oktober d. J. auf den Namen Cäcilie Auguste getauft. Die Prinzessin genoß im Hause der hohen Eltern die sorgfältigste Erziehung. Sie erfreute sich mit ihrer nur wenige Jahre älteren Schwester, der Prinzessin Marie, der fürsorglichen Pflege und Anleitung einer Erzieherin und wurde von verschiedenen Lehrern der Stadt Karlsruhe unterrichtet, welche die außerordentliche Frische und leichte Auffassungsgabe ihrer fürstlichen Schülerin rühmten. Letztere bewahrte denn auch diesen Männern für ihre erfolgreiche Unterweisung ein dankbares Gedenken. — Die Prinzessin verlobte sich im Jahre 1856, noch vor ihrer Konfirmation, mit dem vierten Sohne des Kaisers Nicolaus von Rußland, dem Großfürsten Michael Nicolajewitsch; sie verließ in der zweiten Hälfte des Monats Juli 1857 ihre Vaterstadt Karlsruhe und wurde von der treuliebenden Mutter bis über die Grenze der badischen Heimath geleitet, von wo sie unter den Segenswünschen der Großherzoglichen Familie in Begleitung weiland

der verwitweten Kaiserin Alexandra Feodorowna die Reise nach Rußland fortsetzte. — An der Seite ihrer zukünftigen Schwiegermutter, welcher die Verlobte ihres jüngsten Sohnes besonders an's Herz wachsen sollte, betrat die fürstliche Braut die neue Heimath nach glücklich vollendeter Seefahrt. Hier wurde sie in dem damals so zahlreichen Kreise der Familie weiland des Kaisers Nicolaus mit herzlicher Liebe aufgenommen, dem auch sie sich fortan mit ganzer Liebe zuwandte. — Die Prinzessin wurde in Petersburg in die griechisch-orthodoxe Kirche unter dem Namen Olga Feodorowna aufgenommen und, nachdem am 16./4. August 1857 zu Peterhof ihre Verlobung nochmals nach russischem Gebrauch in Form einer religiösen Feier stattgefunden hatte, wurde am 28./16. August in der Schloßkathedrale daselbst ihre Vermählung mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Michael Nicolajewitsch nach griechischem Ritus vollzogen. Das junge Paar lebte nur wenige Jahre in Petersburg, die Ernennung des Großfürsten Michael zum Gouverneur des Kaukasus führte dasselbe nach Tiflis, der Hauptstadt dieser im Südosten des Reiches gelegenen Provinz. Der Entschluß zur Uebersiedelung in dieses damals durch den Mangel an Verkehrsverbindung so fern liegende Land war für die junge Fürstin kein leichter, und schweren Herzens nahm sie vorher Abschied von ihrer Mutter, als sie im Jahre 1862 erstmals nach ihrer Vermählung Karlsruhe wieder besuchte. Drei blühende Kinder begleiteten sie auf der Reise nach dem so weit entlegenen Tiflis; erst nach einer Fahrt von drei Wochen konnte dasselbe erreicht werden. Dort eröffnete sich für den Großfürsten eine vielseitige Thätigkeit sowohl in militärischer als besonders in administrativer und kultureller Richtung; bei dieser zum Segen der ihm anvertrauten Interessen geübten Wirksamkeit wurde der Großfürst von seiner Gemahlin durch eingehende Theilnahme und Verständniß für seine Aufgaben in reichstem Maße und insbesondere auch dadurch unterstützt, daß Großfürstin Olga die Sorge der Erziehung der aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, 6 Söhne und 1 Tochter, übernahm, deren leibliche und geistige Ausbildung sie mit ungewöhnlicher Begabung und hingebender Liebe zu fördern bestrebt war. Die außerordentlich glückliche Ehe, das höheren Zielen zugewendete Familienleben machte das Großfürstliche Haus auch zur Stätte der Bildung und Veredelung für die verschiedenen Gesellschaftsklassen der dem Großfürsten anvertrauten Provinz, für deren Wohlfahrt das Großfürstliche Paar allenthalben seine Theilnahme bethätigte. Gelehrte und Künstler fanden in dem gastlichen Hause willkommene Aufnahme und es gestaltete sich darin ein geselliges Leben, durch welches gute Sitte und höhere Bildung gefördert wurde. Insbesondere war die Großfürstin bemüht, auch die weibliche Bevölkerung des Landes für die Beschäftigung mit nützlichen Arbeiten und für das Verständniß höherer Interessen zu gewinnen, und hat dort den Grund gelegt zu Veranstaltungen, welche die Fürsorge für Mädchen und Frauen bezwecken. — So bildeten sich in dem damals in der Kultur noch wenig entwickelten und erst kurz der russischen Herrschaft unterworfenen Lande herzliche Beziehungen, welche der Großfürstin den Aufenthalt im Kaukasus werth machten, wozu auch die landwirthschaftliche Schönheit des Landes, vor allem ihres Landsitzes Borjom beitrug, die sie an die heimathlichen Thäler des Schwarzwaldes, insbesondere an das ihr so liebe Murgthal erinnerte. — Während des russisch-türkischen Krieges, als der Großfürst in hervorragender Weise als Statthalter und Oberbefehlshaber seiner schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe sich unermüdet widmete, war es der Großfürstin vergönnt, segensreiche Werke der Barmherzigkeit in den Hospitälern, die sie selbst organisirt hatte, auszuüben; in dieser fürsorgenden christlichen Arbeit ist sie bis an die Operationslinie der Russ belagernden Armee gekommen und hat dort die Verwundeten in den dortigen Lazarethen besucht. — Nach einem mehr als zwanzig-

jährigen Aufenthalt in Tiflis schien das dortige Klima der Großfürstin nicht mehr zuträglich zu sein, da in Folge eines Gelenkrheumatismus sich eine Veränderung in der Herzthätigkeit eingestellt hatte. Die Familie siedelte nach Petersburg über, wo dem Großfürsten eine andere einflußreiche Wirksamkeit zugewiesen wurde. — Das glückliche Familienleben des Großfürstlichen Paares wurde durch die Verbindung der einzigen Tochter mit dem jetzigen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin erhöht. Nachdem die Großfürstin 1881 dem Doppelfest der Vermählung der Kronprinzessin von Schweden und Norwegen, sowie der silbernen Hochzeit des Großherzoglichen Paares in Karlsruhe beigewohnt hatte, war es ihr vergönnt, 1882 das Fest der eigenen silbernen Hochzeit zu feiern. In zunehmendem Maße bildete der häusliche Herd der Großfürstin Olga eine von allen Mitgliedern der Kaiserlichen Familie gern und viel aufgesuchte Stätte. — Je mehr die Söhne heranwuchsen, um so mehr suchten sie den Verkehr mit der ihre Erziehung stets weiter leitenden Mutter auf. Hatte die Großfürstin früher mit den älteren Kindern zu öfteren Malen bald kürzeren oder längeren Aufenthalt in Karlsruhe, Baden und Mainau genommen, so wiederholten sich diese Besuche in zunehmender Weise, je mehr die Selbständigkeit der Söhne eine Abwesenheit der Mutter ermöglichte; stets war sie von einem oder dem andern der jungen Großfürsten begleitet. — Mit den Kindern unseres Fürstenhauses verband sie eine ganz besondere Liebe, die dem innigen Herzensbunde entsprach, welcher sie mit ihren Geschwistern vereinigte. Die Großfürstin verweilte noch im Herbst 1890 mehrere Wochen in Baden-Baden und feierte im Kreise der Großherzoglichen Familie ihren 51. Geburtstag. Der dortige Aufenthalt hat ihr sichtlich wohlgethan, denn sie rühmte den günstigen Einfluß, den derselbe auf ihre Gesundheit ausgeübt hatte. — Den Winter 1890/91 brachte die Großfürstin wie gewöhnlich in Petersburg zu. Wiederholtes Unwohlsein neben den Anzeichen des fortschreitenden Herzleidens gaben ihren Angehörigen Anlaß zu Besorgnissen, sie selbst sehnte sich nach dem Süden, wo sie Stärkung und Erquickung zu finden hoffte. So reifte der Entschluß, noch vor dem Eintritt der besseren Jahreszeit die Reise nach der Krim zu unternehmen, wozu auch die Sorgen um ihren zweiten Sohn, dessen die Kindespflichten hintanziehendes Verhalten ihr schweres Herzleid bereitete, wohl mögen beigetragen und in ihr den Wunsch haben entstehen lassen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. — Ihre Angehörigen waren verhindert, die Großfürstin zu begleiten; nur die ihr in hingebender treuer Liebe ergebene Hofdame, Fräulein Oserow, stand ihr fürsorgend auf der Reise zur Seite. In der Nacht vom 7. auf den 8. April 1891 verließ sie St. Petersburg, eine Halsentzündung nöthigte die hohe Frau, die Reise zu unterbrechen und in Charfow zu bleiben. Nachdem dieses Uebel Samstag den 11. früh gehoben war, trat am Abend des nämlichen Tages eine ausgebreitete Rippenfellentzündung auf, welche sofort von den Aerzten als gefährlich erkannt wurde; das langjährige Herzleid hatte einen Verfall der Kräfte herbeigeführt; am Morgen des 12. war ein so hochgradiger Schwächezustand eingetreten, daß das Leben der hohen Kranken für gefährdet angesehen werden mußte. In der darauf folgenden Nacht entschlief die edle Frau eines sanften Todes. Mit ihrem Tode wird eine Verbindung gelöst, welche während 34 Jahren die Quelle reichen Glückes für die in inniger Liebe verbundenen Gatten und für die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder gewesen ist. — Das Scheiden der theueren Entschlafenen beweinten der treue Gatte, ihre sieben Kinder, ihre Geschwister und hohen Anverwandten. Aber auch in weiten Kreisen, wo ihr segensbringender Einfluß in dankbarer Erinnerung ist, wurde der frühzeitige Heimgang der edlen Frau in tief schmerzlicher Weise empfunden und hat die Herzen mit Trauer erfüllt. Ihr Gedächtniß aber lebt fort bei allen, welche Zeuge

waren ihres vielseitig anregenden, liebevollen und erfolgreichen Wirkens. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 106, Beilage.)

Pauline Sophie Elisabeth Marie, Prinzessin und Markgräfin von Baden, die Tochter des Prinzen und Markgrafen Wilhelm Ludwig August von Baden und der Prinzessin und Markgräfin Elisabeth Alexandrine Constanze von Baden, geborenen Herzogin von Württemberg, war zu Karlsruhe am 18. Dezember 1835 geboren. — Einfach waren die äußeren Wege, auf welchen die Prinzessin von der Hand der göttlichen Vorsehung durch dieses irdische Leben geführt worden ist. — Das Haus, in welchem sie das Licht der Welt erblickt hat, blieb auch der Wohnsitz für die ganze Lebensdauer, und war die Stätte, an welcher die Fürstin aus diesem Leben geschieden ist. Das Gelaß des Hauses, in welchem die neugeborene Prinzessin durch den Bund der heiligen Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen wurde, ist dasselbe, in welchem sie gemeinsam mit der jüngeren Schwester am 23. März 1853 diesen Taufbund in der Konfirmation bekräftigte, und dasselbe, aus welchem die sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte in der fürstlichen Gruft geleitet worden ist. — Unter der treuen Obhut und liebevollen Fürsorge ihrer Eltern war der Prinzessin vergönnt, frohe, glückliche Kinderjahre zu verleben im Zusammensein mit den beiden geliebten Schwestern. Dem Kreis der Jugendgespielerinnen, welcher sich um die Prinzessinnen zu versammeln pflegte, hat sie bis in die späten Jahre eine gütige Anhänglichkeit bewahrt. Gerne gedachte sie auch der sommerlichen Aufenhalte mit den hohen Jhrigen auf den fürstlichen Landstzen Salem und Rothenfels. Der Geist tiefer wahrhaftiger Frömmigkeit und der gläubige christliche Sinn, welcher im Hause der Eltern lebendig war, ist als ein köstliches Gut auch auf die Tochter übergegangen. Sie hat gestrebt, dieses Gut zu bewahren, auch als die ersten Erfahrungen des Lebens an sie herangetreten sind; und als gegen das Ende ihrer irdischen Laufbahn ihr nicht erspart war, schwere körperliche Leiden zu tragen, und die damit verbundenen Anfechtungen nicht ausbleiben konnten, hat sie sich im Glauben durchgerungen zum Frieden mit Gott und zur versöhnten Hingabe an seine Schickungen. — Nicht lange war der geliebte Kreis im elterlichen Hause vereinigt geblieben. Am 11. Oktober 1859 wurde ihr der hochverehrte Vater durch den Tod entrisen und nach wenigen Jahren stand sie tief erschüttert am Sarge der treuen Mutter, welche am 5. Dezember 1864 aus diesem Leben geschieden ist. Wohl wechselte mit dem tiefen Schmerz um den Hingang der Eltern die Freude über die Vermählung der durchlauchtigsten Geschwister, der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen und jetzt regierenden Fürsten Woldemar zur Lippe und der Prinzessin Leopoldine mit dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg. War nach diesen Ereignissen die Prinzessin Elisabeth allein im elterlichen Hause zurückgeblieben, so war sie doch in der neuen Lebenslage vor Vereinsamung bewahrt durch ein treues Gemüth und durch die Gabe einer ruhigen und verständigen Auffassung aller Lebensverhältnisse. Mit innigem Antheil begleitete sie das Leben der durchlauchtigsten Geschwister und die gleiche schwesterliche Liebe umfaßte auch den Kreis blühender Kinder, welcher im Hause der jüngeren Schwester in schöner Entwicklung sich entfaltete. — Das Zusammensein mit diesen fürstlichen Familien und deren Besuche im gastlichen Hause der Prinzessin waren häufig wiederkehrende, freudig begrüßte Lichtpunkte im regelmäßigen Gange des Lebens. Liebevolle verwandtschaftliche Gesinnung und wahrhafte Verehrung waren das Band, welches die Prinzessin mit unserem Großherzog und seiner Gemahlin verknüpfte, und herzliche Dankbarkeit brachte sie den Beweisen freundlicher Gesinnung entgegen, welche ihr in reichem Maße von dem hohen Fürstenpaar zu Theil geworden sind. — Mit warmem Antheil begleitete sie die Geschichte aller Mitglieder des Großherzoglichen Hauses, tief

erschüttert durch die schweren Schicksalsschläge, welche in den letzten Jahren über dasselbe hereingebrochen sind. — Die Prinzessin war begabt mit einem feinen Sinn für die Werke der Kunst; ein vortrefflich gebildetes musikalisches Gehör gewährte bis in die späteren Jahre vielfache edle Lebensfreude. — Als in späteren Jahren die Prinzessin durch Rücksichten der Gesundheit veranlaßt war, den Unbilden des Winters auszuweichen und an den Küsten des Mittelländischen Meeres ein milderer Klima aufzusuchen, hat dieser Sinn in hohem Maße noch dazu beigetragen, den wohlthuenden Eindruck dieser Aufenthalte zu erhöhen. Im Verlauf der Jahre war die Prinzessin genöthigt, auf diese weiteren Reisen zu verzichten, und suchte fortan im nahen Baden Linderung für die zunehmenden körperlichen Beschwerden. — Aber daheim wie auswärts bewahrte sie durch's ganze Leben ihren glaubensvollen frommen Sinn und wurde nicht müde, ihn zu bethätigen durch stillgeübte Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe. — Im Jahre 1873 wurde die Prinzessin von einer Venenentzündung befallen; zwar wurde die Krankheit damals geheilt, aber es entwickelten sich mannigfache, vielfach schmerzhaft und hemmende Leiden, und immer ernster wurden die Prüfungen, welche der christlichen Dulderin auferlegt waren. Um die Mitte des Monats April 1891 trat abermals eine Venenentzündung ein, welche die erschütterte Konstitution nicht mehr zu überwinden vermochte. Umgeben von den tiefbetrübt, inniggeliebten Schwestern und dem Trost ihres Gebetes, ist Prinzessin Elisabeth am 15. Mai 1891, Morgens fünf Uhr fünfundzwanzig Minuten, nachdem sie ihr irdisches Leben auf 55 Jahre 4 Monate und 28 Tage gebracht hatte, zur ewigen Ruhe heimgegangen. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 136.)

### Josef Bader.

(Zu Theil I, S. 30 ff.)

Nach seiner Zuruhesetzung beschäftigte sich Bader vorzugsweise mit Studien zu einer seit langer Zeit geplanten, auf zwei Bände berechneten Geschichte der Stadt Freiburg. An deren Ausarbeitung ging er gleichzeitig mit seiner Uebersiedelung nach Freiburg heran, wohin er nach dem Tode seiner langjährigen Lebensgefährtin Anna, geborenen Albert aus Bonndorf, mit welcher er sich im Jahre 1842 vermählt hatte, und die ihm im Jahre 1881 entrißen wurde, seinen Wohnsitz verlegte. Er sollte nur noch das Erscheinen des ersten Bandes (1882) erleben. Im Anfange des Jahres 1883 ernstlich erkrankt, starb Archivrath Bader am 7. Februar 1883 im 78. Lebensjahre. Seine geschichtlichen Forschungen und seine schriftstellerischen Arbeiten bilden ein rühmliches Denkmal seiner durch ein langes Leben unermüdet fortgesetzten fleißigen und liebevollen Thätigkeit auf dem Gebiete der badischen Landesgeschichte, die seinem Namen für immer ein ehrenvolles Andenken sichert. (Vgl. Dr. Josef Bader, Nekrolog im 36. Band der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« S. 476 ff., wo auch ein Verzeichniß seiner sämtlichen Schriften zusammengestellt ist.)

### Franz Josef Baer.

In der Reihe der höheren Beamten der Staatsverwaltung, deren Wirken bisher in den Badischen Biographien geschildert worden, ist F. J. Baer der Erste, dem es vergönnt war, seine Thätigkeit im Dienste des Staates über einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert auszudehnen und zwar bis zuletzt in verantwortungsvoller Stellung ohne merkbare Abnahme einer selten geistess-freischen Arbeitskraft. — Franz Josef Baer ist am 16. Juni 1809 zu Konstanz geboren, wo sein Vater Professor am Lyceum war. Schon 1811 starb die Mutter, deren Schwester sich nun der Pflege des einzigen Kindes widmete. Von dem Konstanzer Lyceum abgegangen, studirte Baer 1826—1828 in Freiburg

Philosophie, höhere Mathematik und Naturwissenschaften, um dann in Heidelberg volkswirtschaftliche und rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu hören, bestand 1830 die Staatsprüfung im Kameralfach und war hierauf bei mehreren Domänenverwaltungen als Gehilfe beschäftigt. 1832 starb der Vater, außer einer größeren Bücherammlung nur wenig dem Sohn hinterlassend, der damals den bescheidenen Jahresgehalt von 380 Gulden bezog. In der Absicht, durch Erhöhung seines Einkommens die Verheirathung mit der ihm verlobten Tochter eines Bürgers zu Meersburg zu ermöglichen, nahm Baer 1835 die Stelle eines Sekretärs und Kassiers an der neugegründeten badischen Allgemeinen Versorgungsanstalt an; die damit verbundene Beschäftigung konnte aber seinem lebhaften Streben nicht genügen. In den Staatsdienst zurückgemeldet, ward Baer 1836 als Regierungsassessor bei der Kreisregierung zu Mannheim angestellt, von wo er, warm empfohlen, von dem Regierungsdirektor Dahmen (s. Badische Biographien I, 156), der die ungewöhnliche Befähigung des jungen Beamten bald erkannt hatte, 1839 zum Assessor in das Ministerium des Innern befördert wurde. 1842 ward er staatswirtschaftlicher Rath bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues und war damit auf das Gebiet der Staatsverwaltung gekommen, auf dem er während 45 Jahren in erfolgreicher Weise thätig gewesen ist. Zwar ward Baer, als 1852 Ministerialrath Cron (s. oben S. 68 ff.) zur Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues versetzt wurde, an dessen Stelle wieder in das Ministerium des Innern berufen; doch war ihm hier außer den früher schon innegehabten Referaten über die damals zum Geschäftskreis dieses Ministeriums gehörenden Staatsanstalten, über die Budgets und das Kassenwesen noch jenes über die Wasser- und Straßenbauverwaltung übertragen und bald trat er auch wieder in engere Beziehung zu der Centralstelle dieses Verwaltungszweiges, die in jener Zeit ohne Direktor war. Nach Oberbaudirektor Tulla's Tod, 1828, (Badische Biographien II, 360) war die Leitung der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues an ein juristisches Mitglied des Ministeriums des Innern übergegangen, 1832 wieder ein Ingenieur, nach dessen Zuruhesetzung 1844 aber ein kameralistisch gebildetes Mitglied des Ministeriums des Innern, Geheimrath Freiherr Marschall von Bieberstein, zum Direktor ernannt worden. Nachdem der Letztere 1849 an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten war, wurden die Geschäfte der Oberdirektion durch das dienstälteste Mitglied Oberbaurath Scheffel, (Badische Biographien II, 249) geleitet. 1854 ward durch höchste Entschliezung bestimmt, daß der Ministerialreferent Baer an den Sitzungen der Oberdirektion theilzunehmen und von der Geschäftsleitung dieser Stelle in steter Kenntniß sich zu halten habe und zwei Jahre nachher ward er mit der Leitung der Oberdirektion betraut, nachdem zuvor verordnet war, daß der Vorstand dieser Behörde jeweils ein Mitglied des Ministeriums des Innern sei. Allein schon nach 4 Jahren trat diese Verordnung thatsächlich außer Kraft, indem Baer, als 1860 Cron von der Oberdirektion wieder in das Ministerium berufen wurde, aus diesem ausschied, um, jetzt zum Direktor ernannt, ausschließlich die Leitung der Wasser- und Straßenbauverwaltung zu übernehmen. Diese Stellung hat Baer — von 1879 ab mit Titel und Rang eines Geheimrathes II. Klasse — bis zu seinem 1887 erfolgten Rücktritt bekleidet. Die erbetene Zuruhesetzung war ihm unter ausdrücklicher Anerkennung seiner langjährigen, treuen und erfolgreichen Dienste bewilligt worden; auch bei seinem vorangegangenen 50jährigen Dienstjubiläum hatte ihn der Großherzog durch die Verleihung des Großkreuzes des Ordens vomähringer Löwen besonders ausgezeichnet. Zweimal war Baer aushilfsweise im Kollegium des Kriegsministeriums beschäftigt: von 1849 bis 1852 aus Anlaß der Verpflegung der in Baden stehenden preußischen und der in Preußen stehenden badischen Truppentheile, dann

wieder während des Feldzuges 1870/71. 34 Jahre lang — 1840 bis 1874 — war er Mitglied des aktiven Verwaltungsraths der Allgemeinen Versorgungsanstalt. Den Ruhestand benützte Baer zu wissenschaftlichen Arbeiten; er starb nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre am 16. August 1890 zu Karlsruhe. — Baer's Wirksamkeit steht in naher Beziehung zu dem wirtschaftlichen Aufschwung, wie er sich in Baden während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in wachsendem Maß vollzogen hat — hauptsächlich auf dem Gebiet des Verkehrs wesens durch die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, die Verbesserung der Land- und Wasserwege, aber auch durch die Sicherung der Niederungen und der Thalgründe gegen die schadenbringenden Wirkungen der Gewässer und durch sonstige staatliche Fürsorge für das Landeskulturwesen. Eine Reihe von Jahren war er mit der Leitung der Zwangseinteignungen für Eisenbahn- und Straßenbauten befaßt. Von seinem Beginn bis Mai 1872 hat der Eisenbahnbau zum Geschäftskreis der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues gehört. Während Baer in dieser Behörde gewirkt hat, sind die Linien Heidelberg—Basel—Konstanz, Durlach—Mühlacker, Appenweier—Kehl, Heidelberg—Würzburg, Dffenburg—Hausach und Billingen—Singen, Radolfzell—Meßkirch, Medesheim—Jagstfeld und die Tauberthalbahn, ferner die Rheinbrücken bei Waldshut, bei Kehl und bei Mannheim erbaut worden und die großartigen Hafen- und Bahnanlagen in Mannheim, die Schwarzwaldbahn, sowie mehrere Seitenbahnlinien waren der Fertigstellung nahe gebracht, als der Eisenbahnbau an die Generaldirektion der Groß-Staatseisenbahnen überging. Mit fester Hand hat Baer die mit solch' umfangreicher Bauhätigkeit verbundene Verwaltung — gegen 250 Millionen Mark sind unter seiner Verantwortlichkeit für Eisenbahnbauten ausgegeben worden — mit der ihm überall eigenen Umsicht und klugen Sparsamkeit in Ordnung gehalten. Er hat es einzurichten gewußt, daß der weitaus größte Theil des Staatsbahnnetzes erbaut wurde, ohne daß hiefür auch nur eine etatmäßige Stelle eines technischen Beamten errichtet worden ist; wenn er hierbei, wie überhaupt in seinen Maßnahmen das Interesse des Staatshaushalts immer höher gestellt hat, als die Wünsche der zahlreichen ohne Beamtenrechte beschäftigten Ingenieure, so ist ihm das wohl nur von den letztern allein verübelt worden. Auch auf dem Gebiet des Wasser- und Straßenbauwesens war unter Baer's administrativer Mitwirkung und Vorstandschaft die Bauhätigkeit eine sehr umfassende. Die Rheinkorrektion entlang der bayerischen Grenze ist in dieser Zeit fortgesetzt, jene entlang der Grenze gegen Elsaß nach Abschluß des Rheingrenzvertrags mit Frankreich von 1840 in Angriff genommen und, wie das badisch-baierische Korrektionswerk, in der zweiten Hälfte des 1870er Jahrzehnts in der Hauptsache zum Abschluß gebracht worden. Dazu kamen die bedeutenden Arbeiten an den größeren Schwarzwaldflüssen, die Verbesserung der Wasserstraßen des Neckars und des Maines, die Verlegung der Neckarmündung und Schaffung eines Floßhafens bei Mannheim, die Erbauung von Hafen- und Landungsanlagen am Bodensee u. dgl. m. Im Straßenbau fällt unter Baer's Direktion die Herstellung wichtiger Gebirgsstraßen und jener ausgedehnten, auf Grund des Gesetzes über die Vervollständigung des Landstraßennetzes vom Jahre 1870 im ganzen Großherzogthum zur Ausführung gebrachten Neubauten und Verbesserungen. — Die Schwierigkeit, als Nicht-Techniker die Verathungen zu leiten und die Entscheidungen herbeizuführen in einem Kollegium, das in der Mehrzahl aus Ingenieuren besteht und dem nur technische Bezirksbehörden unterstehen, hat Baer leicht überwunden, indem er in technischen Fragen sich stets enthalten hat, sein Urtheil dem der Fachleute entgegenzusetzen, sobald er nur erkannt hatte, daß er einer wohlervogenen Ansicht gegenüberstand; auf solch' allseitig reifliche Erwägung verstand er, oft mit äußerst scharfsinniger Taktik, hinzuwirken. Nur wenn es sich — auf dem Grenzgebiet zwischen Ju-



genieurfach und Architektur — um die äußere Gestaltung der Bauwerke im Hinblick auf ihre ästhetische Wirkung handelte, dann legte er, selbst geübt mit Stift, Pinsel und Palette (er war auch seit 1863 Mitglied der Kommission für Ankauf der Kunstwerke für die Großh. Kunsthalle), sein auf künstlerischem Formensinn beruhendes Urtheil in die Wage. Besonders lebhaftes Interesse hat er dem Wasserbauwesen und der Pflege seiner wissenschaftlichen Grundlagen gewidmet, gerade hier aber jederzeit darauf gehalten, daß dem leitenden Ingenieur Vertrauen entgegengebracht werde und möglichst freie Bewegung einzuräumen sei. In solchem Sinn sind die 1876—1886 durchgeführten Aenderungen in der Organisation der Wasserbaubehörden und die Errichtung des Centralbureaus für Meteorologie und Hydrographie, die seither in mehreren deutschen und außerdeutschen Staaten Nachahmung gefunden hat, von Baer kräftig befürwortet worden. Den Leistungen seiner technischen Referenten und der Ingenieure draußen im Land ward er stets wohlwollend gerecht, und es gereichte ihm zur Befriedigung, hervorragenden Erfolgen die gebührende Anerkennung zu verschaffen (vgl. auch die von Baer verfaßten Lebensbeschreibungen der Oberbauräthe Keller und Sauerbeck I, 453 und II, 236). Was die Ingenieure unter seiner Direction geleistet, sich selbst zum Verdienst anzurechnen, lag eben so wenig in seiner Art, als dilettantisches Eingreifen in technische Dinge. In einem Zweig der Straßenbauverwaltung hat aber Baer mit der Zeit auch nach der technischen Seite die Führung übernommen. In der Zeit, in welcher die Ingenieure durch die größeren Unternehmungen im Eisenbahnbau, Wasserbau und durch Straßenneubauten voll in Anspruch genommen waren, in der Mehrzahl auch an der einfachen Straßenunterhaltung weniger Geschmack fanden, hat Baer diesen Gegenstand eingehend studirt und Erfahrungen gesammelt. Durch eine anerkannt vortreffliche Statistik über Verkehr, Material- und Gelbdaufwand, auch dadurch, daß er die Untersuchung der zur Straßenunterhaltung verwendeten Gesteine veranlaßte, hat er werthvolle Grundlagen geschaffen; alljährlich hat er viele Straßen selbst bereist und nach seinen Wahrnehmungen Anregungen gegeben und Anordnungen getroffen. Wenn die Pflege der Straßen und Wege im Großherzogthum Baden weithin über dessen Grenzen des besten Rufes genießt, so ist dies ganz überwiegend Baer's Verdienst. Durch sein Fachstudium mit dem Wesen der exakten Wissenschaften bekannt, hatte Baer ein feines Verständniß für das Ingenieurfach. Wie er selbst durch Verfolgung der Literatur, durch den Besuch von Vorträgen und die Theilnahme an den wissenschaftlichen Vereinen Karlsruhes sich stets von den Fortschritten der Wissenschaft und der Technik in Kenntniß hielt, so war er immerfort darauf bedacht, die jüngeren Ingenieure zur wissenschaftlichen Fortbildung anzuregen und nach dieser Richtung bekundetes Streben zu belohnen. Bibliothek und Lesezirkel standen unter seiner besonderen Obhut. — In die Zeit, in der Baer an der Spitze der Wasser- und Straßenbauverwaltung stand, fallen die Straßengesetze von 1868 und von 1884, nachdem das Straßenwesen in Baden seit 1810 nicht Gegenstand der Gesetzgebung gewesen war. Wie anderwärts, so hatte auch in Baden mit der Entwicklung des Eisenbahnbaues die Ansicht Raum gewonnen, daß die Staats-(Land-)Straßen entbehrlich geworden seien und den Landwegen überhaupt nur noch geringere Bedeutung zukomme. Baer ist dieser Anschauung von Anfang an und bis zu seinem Lebensende in Wort und Schrift immer nachdrücklich entgegengetreten und die Thatsachen haben ihm Recht gegeben; denn in keiner Zeit ist das Bedürfniß nach Verbesserung der Landwegverbindungen in Baden so sehr hervorgetreten, sind so viele Gesuche hierwegen an die Regierung und an die Landstände gelangt, als mit und nach der Erbauung der Eisenbahnen. Die ungünstige Finanzlage des Staates hat aber in den 1850er Jahren zum Ausschneiden einer namhaften Anzahl von Straßen aus

dem Staatsverband und zur Ueberweisung an die Gemeinden geführt; zu anderen Staatsstraßen sollten die Gemeinden Beiträge leisten. Dem geschickten Vorgehen Baer's und seinem unverdrossenen Bemühen, bei den Gemeinden das Interesse an der guten Instandhaltung der Straßen zu wecken und wach zu halten, ist es wesentlich zu danken, daß in jenen Jahren die Straßen nicht in Verfall gerathen sind. Die Sachlage war indeß doch recht mißlich; von zwei zu zwei Jahren mußten Verträge mit den Gemeinden wegen ihrer Beitragsleistungen zur Straßenunterhaltung abgeschlossen werden und der Mangel einer gesetzlichen Regelung ward immer mehr fühlbar. Eifrig betheiligte Baer sich deshalb an den mehrjährigen Vorarbeiten zu dem Straßengesetz, das 1868 auf der Grundlage der Verwaltungsorganisation von 1863 erlassen worden ist. Außer den Gemeinden hatten nun auch die Kreise, und zwar, wie jene, nach festen Normen, Beiträge zur Unterhaltung, zur Verbesserung und zum Neubau der Straßen zu leisten. Hauptsächlich aus Rücksicht der Billigkeit für solche Landestheile, in welchen das Straßennetz noch der Verbesserung und weiteren Ausdehnung bedurfte, ist, von Baer lebhaft befürwortet, durch das Gesetz bestimmt worden, daß noch eine Anzahl Straßenbauten zur Ausführung gebracht werden sollen, wobei in Bezug auf die Beitragsleistung der Gemeinden zu den Kosten, wie seit 1855, freiwillige Vereinbarung stattfindet. Hierwegen war dem nächsten Landtag eine Vorlage zu machen. Mit Ausbietung aller Kräfte ist nun in weniger als zwei Jahren von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues ein Entwurf für die Vervollständigung des Landstraßennetzes in den verschiedenen Theilen des Großherzogthums, hauptsächlich aber im südlichen Schwarzwald, in der Bodenseegegend und im Odenwald bearbeitet worden als Grundlage für jenes Gesetz von 1870, dessen Durchführung die Straßenbaubehörden während etwa 15 Jahren in außerordentlichem Maß in Anspruch genommen hat. Mit Recht hat Baer in der Vorlage dieses Gesetzes und in der Zustimmung der Landstände zu demselben ein Zeichen des Vertrauens in die Leitung der Straßenbauverwaltung und zugleich »die folgenreichste That« erblickt, »die bisher in Baden zur Herstellung eines vorzüglichen Landstraßennetzes ausgeführt wurde«. Inzwischen hatte der Vollzug des Straßengesetzes von 1868 nicht ganz befriedigt; die Art des Bezugs der Gemeinden zu den Kosten von Neubauten oder Verbesserungen gestaltete sich sehr ungleich, oft unbillig; die Kreise klagten, daß ihnen nur wenig Einfluß auf das Straßenwesen eingeräumt sei, dagegen die unangenehme Aufgabe zufalle, von den Gemeinden die gesetzlichen Beiträge zu erheben und an die Staatskasse abzuliefern; die gewünschte Erleichterung der letzteren war nicht eingetreten. Die Absicht, diese Mißstände zu beseitigen, hat zu dem Straßengesetz von 1884 geführt. Die Ausdehnung der vom Staat zu unterhaltenden Landstraßen wurde eingeschränkt; der Bezug der Gemeinden zu den Kosten der Neubauten erfolgt wieder, wie vor 1868, nach Verhältniß des Nutzens und der finanziellen Leistungsfähigkeit, und durch die Einführung der Gattung Kreisstraßen ist den Kreisen eine belangreiche Rolle in dem Verkehrswesen zugetheilt, geeignet, dieses früher vielangefochtene Selbstverwaltungsinstitut zu kräftigen. Durch diese letztere Maßnahme, in der hauptsächlich die Bedeutung des Gesetzes von 1884 beruht, ist ein Ziel erreicht, das Baer seit Beginn seiner Leitung des Straßenwesens immer im Auge gehabt hat: die Verbesserung derjenigen Landwege, die sich nicht zur Unterhaltung durch den Staat eignen. Schon in den 1850er Jahren hatte sich Baer um die Pflege der sogenannten Bizinalwege wirksam angenommen. Die Beaufsichtigung derselben durch Bizinalstraßenmeister ist auf seine Anregung eingeführt worden; unermüdet war er darum bemüht, daß die Gemeinden, nach 1863 die Kreisverbände, brauchbare Wegwarte einstellen, daß die Lieferung des Straßenmaterials gehörig überwacht werde u. dgl. m. Sein Bestreben, die

Kreisverbände für die Pflege der Gemeindewege zu interessiren, war je länger je mehr von Erfolg: voran ging der Kreis Mannheim unter der Führung des hochverdienten Geheimraths Lamey, des Schöpfers der Kreisverfassung; bald folgten andere Kreise nach, so daß die Stellung eines Wegnezes unter die Kreisfürsorge bei Erlassung des Gesetzes von 1884 bestens vorbereitet, theilweise schon verwirklicht war. Auch jetzt war Baer in aller erdenklichen Weise darauf bedacht, den Kreisen die Erfüllung ihrer Aufgabe zu erleichtern und sie zu umfassender Thätigkeit anzuregen. Beim Ausscheiden Baer's aus dem Dienst waren denn auch 80 Prozent der 6000 km messenden Gemeindewege Badens in die Kreispflege übernommen; er sah darin den schönsten Lohn seines Wirkens, und es war ihm von Herzen gegangen, als er in seinem Abschiedsschreiben an die sieben Kreise, die sich in besonders entschiedener Weise um das Straßenwesen angenommen hatten, sein Bedauern aussprach, daß es ihm in der Folge nicht mehr vergönnt sei, an dem von diesen Kreisverbänden in das Leben gerufenen segensreichen Werke der Verbesserung der Kreis- und Gemeindewege mitwirken zu können. »Ihre Schöpfung,« fährt er fort, »steht nach meiner Ueberzeugung an Bedeutung für die Verkehrsinteressen weder den Bauunternehmungen für Landstraßen noch jenen für Eisenbahnen nach; sie ist vielmehr die Grundbedingung für die vollständige Nutzbarmachung dieser großen Verkehrswege. Die Einwendungen, welche noch vereinzelt gegen diese Kreisthätigkeit gemacht werden, müssen in kurzer Zeit schon verstummen und man wird in später Zeit noch mit ungetheiltem Dank die nutzbringende Thätigkeit der Kreise auch auf diesem Gebiet anerkennen.« — War Baer so in den letzten 15 Jahren seiner Diensthührung in sehr umfassender Weise mit dem Straßenbauwesen beschäftigt, so hat das seinem Thätigkeitstrieb doch nicht genügt. Als die Eisenbahnbau-Verwaltung von der Wasser- und Straßenbauverwaltung abgelöst war, hat Baer, obschon bald darauf das für die Herstellung der neuen Karte des Großherzogthums errichtete topographische Bureau der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues unterstellt wurde, die Einschränkung seines Geschäftskreises ungern ertragen, und er hat es freudig begrüßt, als einer von ihm 1876 ausgegangenen Anregung entsprechend — das Landes-kulturwesen einschließlich der Feldbereinigung und gleichzeitig auch die Katastervermessung 1878 dem Geschäftskreis der Wasser- und Straßenbauverwaltung zugewiesen wurden. Mit dieser Neuregelung war Baer eine bedeutende, im Katastervermessungs- und Lagerbuchswesen ihm neue und auch schwierige Aufgabe zugefallen, deren Lösung er sich mit frischer Thatkraft gewidmet hat. — Bei all' dem hat Baer die Muße gefunden, auch schriftstellerisch thätig zu sein. Außer mehreren von ihm theils verfaßten, theils redigirten Denkschriften über den Fortgang der Eisenbahn- und der Wasserbauten, Artikeln in Zeitschriften u. dgl. hat Baer eine 1870 erschienene systematisch geordnete Sammlung der auf die Wasser- und Straßenbauverwaltung bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Vorschriften mit Erläuterungen, geschichtlichen, topographischen und statistischen Notizen bearbeitet. Diesem vortrefflichen Handbuch folgte als Ergebnis überaus eingehender landesgeschichtlicher Studien die Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr (1878) und nach seiner Zuruhesetzung hat der Achtzigjährige noch eine Schrift über »das Straßenbauwesen im Großherzogthum Baden unter dem Einfluß der Eisenbahnen mit besonderer Rücksicht auf den Kreis- und Gemeindegewegbau und auf die Straßeneisenbahnen« verfaßt und herausgegeben (1890). — Gegenüber seinem langjährigen Wirken als Beamter tritt Baer's politische Thätigkeit zurück. Der Zweiten Kammer der Landstände hat er als Abgeordneter des Bezirks Bonndorf—Neustadt von 1851—1865 angehört — in den Landtagen 1855—1860 war er Vorstand der Budgetkommission, auch Mitglied des Landständischen Ausschusses. Fast ausschließlich hat er sich an den Verhandlungen

über den Staatshaushalt und sonst über rein wirthschaftliche Fragen betheiltigt; doch tritt sein Name in den denkwürdigen Konfordsatsverhandlungen vom Frühjahr 1860 hervor. Baer hatte es übernommen, einen Vermittlungsantrag einzubringen. Während der Antrag der Kommission der Zweiten Kammer dahin ging, den Großherzog in einer Adresse zu bitten, die Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhl außer Wirksamkeit zu setzen, und dem entgegen von Seiten der Freunde des Konfordsats, im Sinne der Zustimmung und mit dem Ausdruck des Vertrauens zur Regierung, Uebergang zur Tagesordnung beantragt war, schlug Baer vor, die Kammer solle in einer Adresse dem Großherzog ihre Ansicht über die Vereinbarung vortragen und diejenigen Punkte bezeichnen, zu deren Wirksamkeit die ständische Zustimmung für nothwendig erachtet werde, auch bezüglich der übrigen Punkte über das Maß sich aussprechen, welches die Regierung beim Vollzug einzuhalten habe. Der Antrag Baer fiel; er hatte nur die Stimmen der dem Konfordsat geneigten Minderheit erhalten. 1866 hat Baer eine Wiederwahl abgelehnt und der Bezirk Bonndorf—Neustadt jetzt einen Abgeordneten der liberalen Richtung (Tritscheller) gewählt. — Wer Baer nur oberhin kannte, mochte wohl in dem schwächtigen Mann, in seinem Aeußern bis in das höhere Lebensalter kaum verändert, stets mit breiter schwarzer Halsbinde und hohem Hut würdig einerschreitend, den Typus des trockenen Bureauraten der vergangenen Zeit zu sehen glauben; wer aber mit ihm in näheren Verkehr trat, erkannte einen Mann von durchdringendem Verstand, vorurtheilsfrei, weit entfernt von jedem kleinlichen Wesen, von seltener Lebhaftigkeit, einen liebenswürdigen, munteren Gesellschafter. Bis in seine letzten Tage hat er die Vorgänge im öffentlichen Leben aufmerksam verfolgt, im Reich hauptsächlich die wirthschaftliche Entwicklung. In dieser, zunächst in der Erleichterung des Verkehrs, erkannte er eine wesentliche Förderung der Reichseinheit; er durfte sich wohl sagen, daß er auch seinerseits dazu beigetragen habe, und gern hat er an Goethe's prophetische Worte in den Gesprächen mit Eckermann erinnert: »Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; gute Chaussees und künftige Eisenbahnen werden schon das ihrige dazu thun.« \*

#### Karl Heinrich Baumgärtner

(Theil I, S. 47 ff.)

starb zu Baden am 11. Dezember 1886.

#### Gustav Friedrich von Beyer.

(Zu Theil I, S. 82 ff.)

Nach seinem Rücktritt aus badischen in preußische Dienste wurde Generalleutnant v. Beyer im Juli 1871 zum Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein, 1873 zum General der Infanterie und Chef des Niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 ernannt. Im Jahr 1880 wurde ihm der Abschied bewilligt. Nachdem er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt hatte, mußte er sich, schwer erkrankt, der Amputation eines Beines unterziehen. Zuletzt lebte er im Kreise der Familie seines Stieffohnes in Leipzig, wo ihn am 8. Dezember 1889, als er eben den Zuschauerraum des Neuen Theaters betreten hatte, ein Herzschlag traf, der seinen sofortigen Tod herbeiführte.

#### Friedrich Michael von Boeckh

wurde mit einem bald wieder verstorbenen Zwillingssbruder am 1. April 1806 in Karlsruhe dem Staatsminister Christian Friedrich v. Boeckh (vgl. Badische Biographien I, S. 95 ff.) geboren und erhielt in Gymnasium und Kadettenhaus daselbst seine Erziehung. Von 1822 bis Spätjahr 1866 gehörte er dem aktiven Militärdienst des badischen Armee-corps an. Noch als Oberleutnant

wurde er zur Dienstleistung an das Kriegsministerium beordert (1836), und zwar als Adjutant des damaligen Präsidenten, General v. Freydorf, zugleich aber bei dieser Behörde mit Verwaltungsgeschäften betraut; obwohl er zunächst Infanterist war, behandeln seine ersten Arbeiten materielle Fragen der Artillerie und der Bewaffnungsanstalten. Zum Hauptmann und Mitglied jenes Ministeriums vorgerückt (1840), wurde er im Laufe der Jahre daselbst in verschiedenen Zweigen des Militärwesens thätig und namentlich lange Jahre hindurch zur Vertretung des Militärbudgets bei den Ständen verwendet. Einige Zeit gehörte er zugleich der Central-Rekrutierungsbehörde als Mitglied an; im Jahr 1842 hatte er für die Wiedererrichtung einer Garnison in Freiburg, 1849 für die Organisation und Uniformirung der Karlsruher Bürgerwehr besondere Thätigkeit zu entfalten. In seiner Stellung bei der ersten (militärischen) Sektion des Kriegsministeriums rückte er durch die Stabsoffiziersgrade (1847 Major, 1850 Oberstlieutenant, 1852 Oberst) zum Generalmajor (1859) vor und wurde dabei zum Director des Ministeriums ernannt. — Unter Belassung in dieser Charge wurde v. Boeckh 1861 auf das Gebiet der Pflege der bundesstaatlichen Beziehungen hinübergeführt, auf welches er in jungen Jahren als Sekretär seines Vaters bei den Zollvereinsverhandlungen in Berlin in anderer Richtung einen Blick geworfen hatte. Er erhielt nämlich die Ernennung zum badischen Bevollmächtigten bei der Militärkommission des Deutschen Bundes und siedelte daher 1861 nach Frankfurt a. M. über; zeitweise führte er daselbst auch die württembergische Stimme. In dieser Stellung, welche ihn mehrfach in deutsche Bundesfestungen führte, war er auch Mitglied der 1862 in Hamburg tagenden Spezialkommission zur Begutachtung der deutschen Küstenvertheidigungspläne; 1866 rückte er zum Generallieutenant vor. War auch der Aufenthalt in Frankfurt durch die zum Theil gemeinsame Arbeit mit dem badischen Civilgesandten Robert von Mohl und durch ein Leben, reich an werthvollen Beziehungen, ausgezeichnet, so schlossen ihn anderseits bekannte geschichtliche Ereignisse ab, welche einen der Sache des Bundes so treu ergebenen Mann wie v. Boeckh schmerzlich erfaßten, indem der Deutsche Bundestag, als Frankfurts Einnahme durch preussische Truppen zufolge des Rückzugs der Bundesarmee vorauszu sehen war, mit der Bundesmilitärkommission seinen Sitz verlassen mußte und schließlich in Augsburg sich auflöste. — Hiermit schloß zugleich v. Boeckhs militärische Laufbahn ab, welche neben dem Kommandeurkreuz 1. Klasse des Bähringer Löwenordens durch Auszeichnungen von Preußen, Württemberg und Hessen geehrt war; der Wunsch v. Boeckhs, im Jahr 1870 den Ruhestand verlassen zu dürfen, erfüllte sich nicht, indem das Gesuch des 66jährigen Generals die Erwiderung fand, daß ein seiner hohen Stellung entsprechender Posten nicht verfügbar sei. So blieb ihm, welcher von Anbeginn seiner Laufbahn an vorwiegend zur militärischen Verwaltung hingelenkt war, auch hier nur die Freude, eine kriegerische Zeit ohne eigenes Eingreifen in patriotischer Begeisterung mitzuempfinden, — einer Empfindung, welcher er auch nachher durch eifrigste Thätigkeit für das Zustandekommen des schönen Siegesdenkmals in Freiburg nachlebte. — Doch konnte sein arbeitsamer, dem Gemeinwohl ergebener Sinn auch im Ruhestand, den er theils in jener Breisgaustadt, theils in Waldkirch im Kreise seiner Familie verbrachte, nicht rasten, und er fand in dem Schwarzwald, den er mit Frische durchstreifte, ein neues Arbeitsgebiet, indem er den Schwarzwaldverein als dessen Mitbegründer und langjähriger erster Präsident leitete. — Nachdem ihm seine geliebte Gattin Sophie, geb. Friß, welche ihn mit 7 Töchtern beschenkt hatte, entrisen worden war, so hatte er auch seinen heiteren Sinn eingebüßt und er verstarb am 15. Juni 1890 in Freiburg nach längerer Krankheit.

v. J.

### Ludwig Dittweiler

wurde am 19. März 1844 als Sohn des Küblermeisters L. Dittweiler in Karlsruhe geboren. Nachdem er in der Privatschule von Lafontaine den ersten Unterricht genossen hatte, nöthigte ihn der Tod seines Vaters, der ihn und seine Mutter mittellos zurückließ, frühzeitig an eigenen Erwerb zu denken. Schon mit 14 Jahren trat er als Lehrling im Karlsruher Hoftheater-Malsaal ein, siedelte aber bald nach Mannheim über, wo er bei dem bekannten Dekorationsmaler und Theatermaschinisten J. Mühlbörfer (Badische Biographien II, 93) in die Lehre trat und reiche Anregung fand. Nach Jahresfrist etwa kehrte Dittweiler nach Karlsruhe zurück und wurde hier unter dem Ateliervorstand Barnstedt als Hoftheatermaler angestellt. Nach dessen Wegzug erhielt er seine Stelle. Seine Arbeiten zeichneten sich durch großen malerischen Wurf, besonders im Architektonischen, aus. Von seinen Leistungen sind besonders zu nennen die Dekorationen zum »Dornröschen« (namentlich der Burghof, dem ein Motiv aus dem Heidelberger Schlosse zu Grunde lag), zum »Freischütz« (Zimmer, Wolfschlucht), zum »Tannhäuser« (Festsaal), zum »Ring des Nibelungen«, zu »Carmen«, zur »Heiligen Elisabeth«, zur »Puppenfee« u. a. — Neben seinen Arbeiten für die Hofbühne hat Dittweiler auch viele Staffeleibilder geschaffen, die beinahe ausschließlich der Architektur angehören. Es finden sich unter den behandelten Stoffen zahlreiche Motive aus Venedig, wo er sich wiederholt aufhielt. — Lebenslustig und liebenswürdig, voll Frische und Humor, hat Dittweiler die Freundeskreise, in denen er sich bewegte, durch Gesang und Deklamation vielfach erfreut und erheitert. — Seit wenigen Jahren verheirathet, genoß er des lange entbehrtten Familienlebens in der trauten Häuslichkeit, welche zwei Kinder belebten. Scheinbar sehr rüstig, wurde er plötzlich von einem schweren Leiden ergriffen, dem er, erst 47 Jahre alt, am 24. März 1891 erlag. \*

### August Eisenlohr.

Das Lebensbild dieses treuen Dieners der evangelischen Kirche Badens ist nicht gekennzeichnet durch großartige, die Außenwelt berührende Verhältnisse; was demselben seinen eigenthümlichen Glanz verleiht, das ist die bei nicht geringer Begabung geübte gewissenhafte Treue, es ist die stille, tiefgehende Wirksamkeit eines in Gott ruhenden Gemüthes. — Jakob Eisenlohr, Stadtpfarrer in Rastatt, und dessen Gattin, Julie, geborene Steinmeß, waren umgeben von einem reichen Kranz fröhlich heranwachsender Kinder; unter ihnen August, geboren am 26. Dezember 1822. Bis zu seinem 8. Lebensjahr besuchte dieser die Volksschule und dann bis zum 17. Lebensjahr das Gymnasium in Rastatt. Seine vielseitige Begabung, sein sinniges Wesen trat vielversprechend schon in den Jugendjahren hervor. Er liebte die Musik, zeichnete gern und sorgfältig, machte poetische Versuche, hatte Freude an allem Schönen und Guten. Von den Eltern treu gepflegt, von den zahlreichen Geschwistern innig geliebt, wuchs er heran, bis die Stunde des Scheidens aus dem Elternhaus gekommen war. — Das Studium der Theologie war nicht nur des Vaters Wunsch, sondern auch der Zug seines eigenen Herzens. In Heidelberg begann er seine akademische Laufbahn. Hier war es namentlich Rothe, der geistvolle, liebenswürdige Mann, der eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte. Im Jahre 1840 ging er nach Halle, wo Tholuck, der ebenso durch tiefe Frömmigkeit wie reiches Wissen hervorragende Gelehrte, seine akademische Wirksamkeit entfaltete und einen Kreis lern- und heilsbegieriger Jünglinge um sich sammelte. Zu ihnen gehörte bald auch August Eisenlohr. Es war eine schöne, anregende, gesegnete Zeit, die seinem Gedächtniß und seinem Herzen stets theuer blieb. — Von Halle, wo er sich zwei Jahre auf-

gehalten, kehrte er nach Heidelberg zurück, um in das theologische Seminar daselbst einzutreten. — Nach beendigten Studien und wohl bestandenem Examen wurde Eisenlohr Vikar in Weil bei Lörrach (1844—45). Ein Freund, der ihn in jener Zeit kannte, schildert ihn in einem Briefe als »einen zarten, braunlockigen, fast jungfräulichen Jüngling von sanftem, schüchternem Wesen«. — Im Jahre 1845 kam er als Vikar nach Ruppurr, von wo aus er auch die Diasporagemeinde Ettlingen zu versehen hatte. Hier steht er noch in gutem Andenken als der »Johannesjünger«, wie sie ihn damals nannten. Besonders befreundet war er in jener Zeit mit der auf dem Gut Hellberg wohnenden Familie Focke aus Bremen. — Nur ungern schied er im Jahr 1850 aus diesen Verhältnissen, wenn es ihm auch erwünscht war, Nachfolger seines Freundes Zimmermann zu werden in der Gemeinde Mühlhausen, die 23 Jahre vorher mit ihrem Pfarrer Henhöfer aus der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten war. — Das Jahr 1852 brachte ihm eine neue Stätte der Wirksamkeit; er wurde Pfarrer in Linkenheim bei Karlsruhe, wo er sich im Jahr 1854 mit Karoline Engelmann von Stuttgart verheiratete, an deren Seite er viel glückliche Jahre verlebte. — Nach sechsjähriger, reich gesegneter Thätigkeit kam er von Linkenheim in die evangelische Stadtgemeinde Gernsbach, in der er bis an's Ende seines Lebens als treuer unermüdlicher Seelsorger wirksam war. Mit lebhaftem Interesse betheiligte er sich an den kirchlichen Aufgaben der Gegenwart. Im Auftrag der obersten Kirchenbehörde übernahm er die literarischen Vorarbeiten zur Herstellung eines neuen Gesangbuches, das im Jahr 1882 Gemeingut unserer Landeskirche wurde. Im engsten Zusammenhang mit der Einführung des neuen Gesangbuches steht die Gründung eines Landes-Kirchengefangvereins, bei der er in hervorragendster Weise betheiligte war. Manche bezeichnen ihn geradezu als den Gründer dieses Vereins. — Am 8. Mai 1877 verlor er seine treue Lebensgefährtin, der zu seinem großen Schmerz auch der einzige hoffnungsvolle Sohn Gotthold, ein angehender Theologe, zwei Jahre nachher im Tode folgte. — Neues häusliches Glück brachte ihm die Verbindung mit Marie Zeller, der Tochter des † Dr. Adolf Zeller in Heilbronn. — Nachdem er als Stadtpfarrer in Gernsbach sein 25jähriges Jubiläum gefeiert, bei welchem Anlaß ihm viel Liebe und Verehrung von Seiten seiner Gemeinde zu Theil geworden war, durfte er noch acht Jahre in reich gesegneter Arbeit stehen. Er starb nach kurzem, aber schwerem Krankenlager in selbigem Frieden am 14. November 1890, tief betrauert von allen, die ihm nahe gestanden sind. \*

### Friedrich Wilhelm Joachim Heinrich Gaß

ward geboren am 28. November 1813 in Breslau. Sein Vater, Joachim Christ. Gaß, war nach einem bewegten Leben, wie alle bedeutenden Männer jener erregten Zeit es führten, von Stettin, wo er als Feldprediger und Konsistorialassessor wirkte (1806), von Berlin, wo er als Prediger an der Marienkirche segensreich waltete (1808), bei der Gründung der Universität Breslau (1810) als Professor der Theologie und zugleich als Konsistorialrath hierher berufen und übte eine an der Universität der Hauptstadt Schlesiens und in der ganzen Provinz voll anerkannte, eingreifende Wirksamkeit (1811—1831). Unter gewaltigen Verhältnissen ein Mann geworden, war er voll religiösen Sinnes und Lebens und, von dem Streben beseelt, die »verlorne schöne Individualität des Christenthums« wieder zu gewinnen, sie mit frommer Liebe zu umfassen und ihr in der Wissenschaft eine bessere Stätte zu bereiten (wie der Sohn vom Vater sagt, Herzogs R.-G. 19, 535), übte er seine kirchliche und später seine wissenschaftliche Thätigkeit ganz im Geiste Schleiermachers, mit welchem ihn seit 1803 ein nie getrübbtes Freundschaftsband eng verknüpfte. Zeugniß dessen ist

der anziehende Briefwechsel Schleiermachers mit Gaß, den der Sohn 1852 veröffentlichte. Die Mutter, Wilhelmine Stavenhagen, war eine Frau von »mehr als gewöhnlichem Geiste«, mit der Schleiermacher, wenn er den Freund besuchte, Zwiegespräche zu halten sich freute (Briefwechsel XLVIII), zugleich aber von tiefem, festem Gemüthe, die ihrem Manne »in der Ehe die Hälfte eines Lebensglückes brachte, das ihm auch unter den schwersten Prüfungen treu blieb«. (R.=E. 535.) In dem Hause der Eltern verkehrten viel und gerne die geistig bedeutendsten Männer der Stadt und der in dem ersten und zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens blühenden Universität: v. Merckel, v. Rhediger, David Schulz, v. Cölln, Passow, Wachler, Steffens u. A. Auch Schleiermacher kam zuweilen von Berlin. So athmete die Seele des Knaben von Jugend auf die Luft eines kräftigen, lautereren, innigen, hochgebildeten, von allen idealen Interessen der Menschheit angezogenen und genährten Familienlebens und der Geist des Mannes offenbarte später, welch' eine gesunde und edle, ethische und intellektuelle Nahrung er in dieser Jugendluft eingesogen hatte. Die religiöse Grundstimmung aber des Hauses und mehr noch die schöne Begeisterung des Vaters für die theologische Wissenschaft, für welche er namentlich auf Grund der neue Bahnen betretenden Thätigkeit Schleiermachers eine neue Blüthe, und durch welche er eine neue segensvolle Einwirkung auf die deutsche Kirche und das Gemüthsleben des deutschen Volkes erhoffte, leiteten den Sinn schon des Knaben auf die Theologie als das Gebiet seines eigenen Berufes und das Feld seiner eigenen zukünftigen Thätigkeit. — Die Anfänge der Bildung empfing Gaß nach kurzem Besuch einer Vorschule durch Privatunterricht. In ihm erprobte der Vater an dem Sohn die damals viel verhandelte Frage, ob es nicht richtiger und zweckmäßiger sei, den Unterricht in den alten Sprachen statt mit dem Lateinischen mit dem Griechischen zu beginnen. Er that dies auf Rath Passows, dessen eigener Sohn an diesem Unterrichte theilnahm, den zuerst der spätere Direktor des Gymnasiums von Schweidnitz und dann von Breslau, R. G. Schönborn, ertheilte. Mit neun Jahren lasen die Knaben Homer und Plato, mit vierzehn den Aeschylus. Und als Gaß nach zwei Jahren Latein zu lernen begann, trat, wie er sagt, »die Frucht dieser Methode zu Tage«. (In der Vita, angehängt der Doktordissertation S. 73.) In scheinbarem Gegensatz hierzu stehen allerdings die Worte, welche als späterer Ausspruch von Gaß in dem Lebensabriss R. G. Schönborns von Dr. E. Cauer (S. 23) aufgenommen sind: »Der Versuch ist gelungen . . . Dennoch möchte ich diese Umkehrung der gewöhnlichen Ordnung keineswegs empfehlen. Das Lateinische ist mir, als ich damit begann, blutsauer geworden; es eignet sich besser zur Einführung in den klassischen Unterricht.« Aber daß der Sinn des Knaben zuerst und so früh dem Griechischen zugewendet wurde, hatte die Folge, daß die Kraft des Mannes mit Vorliebe der Erforschung des griechisch-christlichen Geistes sich widmete. Mit 13 Jahren trat Gaß in die Tertia des Maria Magdalena-Gymnasiums von Breslau, damals unter dem Direktorat des feingebildeten Kluge. Hier lernte er 4 $\frac{1}{2}$  Jahre, darunter 1 $\frac{1}{2}$  Jahre in der ersten Klasse, mit angestrengtem Fleiße. Nach dem Tode aber des Vaters (1831) zog die Mutter nach Schweidnitz, wo die Schwester von Gaß an den Direktor Schönborn verheirathet war. Hier blieb Gaß noch 1 $\frac{1}{2}$  Jahre in der Prima. Dann bestand er 1832 das Abiturientenexamen mit der Note I. In dem Entlassungszeugnisse von Breslau, wie in dem Abiturientenzeugnisse von Schweidnitz wird außer den Fortschritten in den alten Sprachen, namentlich im Griechischen, der im Deutschen gerühmt. »Mit vorzüglicher Leichtigkeit und Gewandtheit übersetzte er die griechischen und römischen Schriftsteller treffend in die Muttersprache.« So bildete sich in Gaß schon früh jene leichte Schönheit der Sprache, die auch in den wissenschaftlichen



Schriften der späteren Jahre aller Schwerefülligkeit enthoben wie ein durchsichtig klarer Bach anmuthend dahinfließt. — Um Theologie zu studiren, ging Gaß zuerst nach Breslau 1832. In seiner Geburtsstadt wurden die früheren Freunde der Eltern seine Lehrer, in der Theologie vor allen D. Schulz, dann Middeldorf, Knobell, Hahn, in der Philosophie Branitz, in der Philologie Passow, nach dessen Tode 1833 Ritschl, in der deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit Wachler. So sehen wir, wie Gaß mit vielseitigem Interesse aus verschiedenen Gebieten des Geisteslebens, auf die von Jugend auf sein Sinn gerichtet war, den eigenen Geist weiter zu befruchten, zu bereichern suchte. — Nach vier Semestern in Breslau ging Gaß 1834 auf zwei Semester nach Halle. Schleiermacher, der ihn jetzt, wo systematische Theologie in die Reihenfolge seiner Studien trat, nach Berlin würde gezogen haben (Vita S. 75), war Anfang 1834 gestorben. So ward in Dogmatik und Ethik Wegscheider sein Lehrer in »völlig reizlosen Vorlesungen, die aber unterrichtend wirkten, weil der Dozent nach allen Seiten noch etwas beizubringen wußte«. (Gaß, Geschichte der Dogm. 4, 450.) Daneben hörte er bei Gesenius (Hiob), Tholuck (Römerbrief), Thilo (Kirchengeschichte), Billroth (Religionsphilosophie). Der schneidende Gegensatz des wissenschaftlichen Geistes dieser Theologen, der Gegensatz des Rationalismus und Supranaturalismus, ängstete freilich oft sein Gemüth. Immer jedoch erhob er sich über diese Gegensätze und diese Angst in dem Studium der Dogmatik Schleiermachers (Vita S. 76). Großen Einfluß aber auf Gaß übte auch Thilo. Ihm »verdankte er die Anregung zu dogmenhistorischen Studien und bei seiner ersten Beschäftigung mit Calvin's Institutio in Thilo's Seminar faßte er den Gedanken, der Reihenfolge dogmatischer Lehrsysteme, zumal der protestantischen, eine zusammenhängende Forschung zu widmen«. Wesentlich gewiß aus diesem Grunde pries Gaß die Hallenserzeit als das glücklichste Jahr seines Studententhums. Auch der Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, Badenern (den Gebrüdern Frißius u. a.) beglückte ihn. Von Halle ging Gaß nach Berlin (1835). Er hörte Twisten (Dogmatik), Steffens (Anthropologie), Neander (Leben Jesu). Dieser zog ihn in den Kreis seiner jungen Freunde, die fast täglich bei ihm verkehrten, und von ihm fühlte Gaß am nachhaltigsten sich beeinflusst. Die liebevolle Vertiefung in die individuellen Gestalten der Geschichte, die wir in den historischen Schriften von Gaß finden, dürfen wir auf jenen Einfluß zurückführen. — Nach Vollendung seiner Studien wandte sich Gaß nach Breslau. Denn hierher war die Mutter zurückgegangen, als der Schwiegerohn Schönborn Direktor des Magdalensäums geworden war. Mit hingebendem Ernste widmete sich Gaß seinen Studien. Den Gegenstand und die Gründlichkeit derselben bekunden die Dissertation, mit welcher er 1838 den Grad des Doctor philosophiae erwarb — de dei indole et attributis Origenes quid docuerit inquiritur — die Dissertation, auf Grund deren er 1839 um die Würde eines Licentiaten der Theologie sich bewarb — de utroque Jesu Christi nomine in novo Testamenti obvio Dei filii et hominis — die Antrittsvorlesung bei der Habilitation als Privatdozent der Theologie (21. Dezember 1839) — über die Methode in der Darstellung der Dogmengeschichte. Auch Gaß bricht hier mit jenem Pragmatismus der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts, der die geschichtliche Bewegung auf die Willkür zufälliger, kleinlicher persönlicher Ursachen zurückzuführen liebte, und wendet sich jener »synthetischen, konstruktiven Methode« zu, welche in der geschichtlichen Entwicklung die Nothwendigkeit aufweist, mit welcher eine Idee, eine prinzipielle, alle in ihr beschlossenen Momente nach einander aus sich heraussetzt und verwirklicht. Diese Methode war die Folge einer Weltanschauung des objektiven Idealismus, wie er in der Philosophie Hegels seine bestimmte Form gewonnen. Merkwürdig ist

dabei, daß Gaß von dieser Philosophie sonst nie eine Einwirkung erfahren, obwohl sie doch die Zeit seiner Lehrjahre beherrschte. »Ich habe mich nicht unter dem Einflusse dieser Schule entwickelt«, heißt es *Gesch. der christl. Ethik* II, 202. Der Schüler Schleiermachers und seine vielfühlig, gemüthsinnige Persönlichkeit wurde von der logischen Objektivität des Hegel'schen Philosophirens zurückgestoßen. Folge aber ward, daß er — um dies vorwegzunehmen — in seinen beiden Hauptwerken, der *Geschichte der Dogmatik* und der *Geschichte der Ethik*, die Bedeutung jener Philosophie gar nicht oder, wie in der *Ethik*, fast nur negativ gewürdigt hat. In seiner *Geschichtsschreibung* bewahrte ihn diese Abneigung allerdings vor einer folgenschweren Einseitigkeit. Der Schüler Neanders war hier so einsichtig, daß er als Voraussetzung dieser synthetischen Darstellung die eindringende und umfassende Analyse der Thatfachen fordert, damit sie nicht eine subjektive Konstruktion a priori, sondern die objektive der geschichtlichen Wirklichkeit werde. Dieser wahren und großen Methode geschichtlicher Darstellung ist Gaß in allen späteren historischen Arbeiten getreu geblieben. — Privatdozent an der Universität Breslau blieb Gaß bis Ostern 1846. Seine erste Vorlesung betraf bezeichnend die größte Persönlichkeit der griechisch-christlichen Kirche, den Origenes; daran schlossen sich exegetische, kirchen- und dogmenhistorische Vorlesungen. Die erste größere Schrift, mit welcher der junge Gelehrte in die Wissenschaft sich einführte, war wieder aus dem Leben der griechischen Kirche genommen: Gennadius und Pletho, Aristotelismus und Platonismus in der griechischen Kirche, nebst einer Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter (1844). Die Schrift schildert uns in seinem geschichtlichen Zusammenhange den Streit des Aristotelikers Georgius Scholarius, des später unter dem Namen Gennadius bekannten Patriarchen von Konstantinopel, der noch als Laie an den Verhandlungen des Florentiner Konzils 1438 über eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche theilnahm, mit seinem berühmteren Gegner, dem Platoniker Georgius Gemistus mit dem Beinamen Pletho, der aus Anlaß derselben Synode durch seine philosophischen Vorträge Florenz und Italien begeisterte und die Anregung zur Gründung jener Neuplatonischen Akademie gab, die unter den Pflanzstätten des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert den ersten Rang einnimmt. Die sorgfältige Gründlichkeit in der Besprechung dieses Streites wurde allgemein anerkannt, ebenso wie die Sachkenntniß und richtige historische Würdigung der wesentlichen Streitpunkte in der angehängten Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter. Nicht weniger Anerkennung, als dieser wissenschaftliche Erstling, fand die zweite Frucht der Forschungen von Gaß, welche nicht allein aus dem Interesse des wissenschaftlichen Gedankens, sondern zugleich des religiösen Herzens herausgewachsen war, die dogmenhistorische Abhandlung: *Georg Calixt und der Synkretismus* (1846). Gaß war immer ein begeisterter Anhänger der Union in dem hohen Sinne, in welchem Schleiermacher und sein Vater sie erfaßt hatten, als eine Verbindung, hervorgerufen durch die alle Feinheiten der Sondertheologie überwiegende Macht der christlichen Gesinnung und Liebe, als einen Akt der Freiheit weder in Folge einer Annahme anderer theoretischer Ansichten, noch auf Grund einer künstlichen, die Differenz verhüllenden Eintrachtsformel, sondern aus Wirkung des praktisch religiösen Glaubens, in dessen Tiefe jene Unterschiede der Wissenschaft nicht hinabreichen (*Briefwechsel* LXXIII). In diesem Sinne war für Gaß der Synkretismus des Calixt eine Weissagung auf die Union und in diesem Sinne stellt er ihn im Zusammenhange mit der religiösen, kirchlichen, theologischen Entwicklung des Protestantismus seiner Zeit vortrefflich dar. In diesem Gemüthsinteresse an der Union ward Gaß auch für die von seinem Kollegen und Freunde Suckow seit 1842 herausgegebene

Monatschrift »Der Prophet« zuerst Mitarbeiter, dann, als Sudow bald zum Tode kränkelte, Leiter. Im Sinne beider Männer sollte diese Zeitschrift »ein Organ jener Kirche sein, die aus der Vereinigung der seit der Reformation getrennten protestantischen Kirchen hervorgegangen, noch unvollendet in ihrer Erscheinung, doch den lebendigsten Trieb der Gestaltung in allen Zeugnissen und Zeichen der Zeit erkennen läßt«. — Anfang des Jahres 1847 ward Gaß durch Eichhorn als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen und zugleich als Unterbibliothekar angestellt. Er las hier Einleitung, Exegese, biblische Theologie des Neuen Testaments, Kirchengeschichte. Auch die erste Schrift aus der Greifswalder Zeit behandelte noch einen Stoff aus dem Leben der griechischen Kirche. Es war die Mystik des Nicolaus Cabasilus vom Leben in Christo. Gaß gab diese Schrift des Metropolitens von Thessalonich (etwas nach 1350) aus Handschriften zuerst vollständig heraus und schickte derselben eine außerordentlich sorgfältig und eindringend gearbeitete Einleitung voraus, in welcher er dieses anziehende Denkmal der byzantinischen Mystik, dieser Einigung der Mystik des Gedankens und des Gefühls in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre, in seinen geschichtlichen Zusammenhang stellte und in seinen Grundgedanken entwickelte. Gerade einem solchen Stoffe brachte Gaß die feine Selbstbeobachtung eines eigenen reichen Gefühlslebens entgegen. Eingreifend in die kirchliche Bewegung seiner Gegenwart war die zweite Schrift: Fr. Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß, eingeleitet mit einem Lebensabriss von Schleiermacher und Gaß, so weit er zum Verständnisse der Briefe nöthig war (1852). Die Schrift war ein schönes Zeugniß der Pietät des Sohnes gegen den Vater, des doch immer geistigen Schülers gegen den großen Lehrer, zugleich aber eine ernste Mahnung an den tief religiösen, hochidealen Sinn, in welchem der Gedanke der Union in ihrer Entstehungszeit von den Besten ihrer Förderer gedacht war, als eine wirkliche Einigung des Glaubens im religiösen Gemüth, nicht als eine zweckmäßige »Confederation« der Bekenntnisse im religiösen Bewußtsein, eine Anschauung, die bald von der Idee der Union abfiel und in der Gegenwart das Zerrbild der »positiven Union« erzeugte. Eine wichtige Urkunde ist dieser Briefwechsel auch darin, daß er uns die Gründe bloßlegt, weshalb die Union schon damals und bis jetzt in Preußen verkümmerte und daß er aus dem Munde zweier eingeweihten und ebenso einsichtsvollen, als charaktervollen Männer ein Vernichtungsurtheil über die Einsichtslosigkeit und Charakterlosigkeit der damaligen preussischen Regierung enthält, die auch in dieser Angelegenheit bald den Muth hatte, einen Schritt in die Freiheit zu thun, bald aus Angst vor dieser Freiheit die Schwäche hatte, die nothwendigen Folgerungen aus diesem Schritte zu verwerfen und die Folgen desselben zu bekämpfen. — Inzwischen war das Werk gereift, zu welchem Gaß schon als Student in Halle den Entschluß und den Muth gefaßt, an welches er seither seine Liebe und seine Kraft gesetzt hatte, in welchem er von nun auf lange Zeit den Mittelpunkt seines Forscherfleißes fand. Im Jahr 1854 erschien der erste Band der Geschichte der protestantischen Dogmatik in ihrem Zusammenhange mit der Theologie überhaupt. — Der zweite Band erschien 1857, der dritte 1862, der vierte 1867. Nach den ungenügenden Versuchen von Heinrichs, Schickelanz, Herrmann war diese Schrift die erste gründliche und umfassende Bearbeitung dieses Gegenstandes von so entscheidender Bedeutung. Und sie war das Werk eines Riesen- und Bienensfleißes, da Gaß die Darstellung bei weitem des größten Theiles des Inhaltes und der entscheidenden dogmatischen Systeme der lutherischen und reformirten Theologie unmittelbar aus den Quellen gearbeitet hatte. Der erste Band enthielt zunächst eine Einleitung, in welcher Gaß, getreu seiner oben gezeichneten Methode, für die »großartige Geistes that der protestantischen Dogmatik« das allgemeine Prinzip

festzustellen sucht, das alle Einzelercheinungen von Melanchthons Hypothyposen vom Jahr 1521 bis zu Schleiermachers Dogmatik vom Jahr 1821 umschließt. Weiter enthält der erste Band die wissenschaftliche und dogmatische Aufstellung des religiösen Prinzips des Protestantismus in der lutherischen Kirche durch Melanchthon, in der reformirten durch Zwingli und Calvin, endlich die Zeit des Dogmatismus bis zu seinem Höhepunkte in der lutherischen Kirche mit Quenstedt (1617—1688), in der reformirten mit Voetius (1589—1676). Im zweiten Bande schließt sich hieran die Darstellung der Zeit, in welcher die im protestantischen Prinzip gegebene Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Jah gegen den Dogmatismus der Kirche sich durchzusetzen beginnt, in der lutherischen Kirche zuerst mit dem Synkretismus des Calixt (1614—1656) und den synkretistischen Streitigkeiten, dann mit dem Pietismus Speners (1635—1705) und den pietistischen Kämpfen. Zwischen beiden Erscheinungen werden die Schulbildungen der reformirten Kirche des siebzehnten Jahrhunderts dargestellt in den Niederlanden zur Zeit des Coccejus (1603—1669) und seiner Föederaltheologie, in Frankreich zur Zeit des Amyreut (1596—1664) und seines Universalismus. Der dritte Band schildert die zwischen Spener und Semmler (1725—1791) liegende Epoche der »Uebergangstheologie«, wo die alte Theologie »nicht mehr, wie bisher, mit sich und der Kirche allein ist, sondern in die allgemeine Bewegung des Geistes und der Wissenschaft aufgenommen« und von einer neuen Philosophie, neuen Geschichtsforschung, neuen Exegese und Kritik der Bibel mehr und mehr beeinflusst, zu einer »Theologie im neueren, wir dürfen auch sagen, in höherem Sinne« sich umzubilden beginnt. Der vierte Band enthält endlich die Darstellung der dogmatischen Theologie von Semmler an, die Darstellung des Rationalismus, des vulgären und des philosophisch und historisch vertieften, und des Supranaturalismus, des streng biblischen und des mit theosophischen oder philosophischen Elementen versetzten, und endet mit einer umfassenden Darstellung der Theologie Schleiermachers, der in dem Aufweis, daß aus dem Gefühl der unbedingten Abhängigkeit des Menschen von Gott, wie es aus der Anschauung des All im Einzelich nothwendig sich erzeuge, auch die Religion unmittelbar und nothwendig entstehe, mit den religiösen Grundvoraussetzungen ebenso des Supranaturalismus, wie des Rationalismus brach und eine neue Epoche des religiösen Bewußtseins und der dogmatischen Wissenschaft begann. Diese Uebersicht deutet den Reichthum geistigen Lebens und religiösen Denkens an, der in diesem Werke seine zusammengebrängte Darstellung gefunden hat. Und hervorzuheben in dieser Darstellung ist die klare Gliederung des reichen Stoffes, die doch nur den Gang der Geschichte selbst in seiner Wirklichkeit wieder spiegelt; hervorzuheben sind die gehaltvollen Einleitungen in jeden einzelnen, sich sondernden Abschnitt, in denen der Zusammenhang der Entwicklung der dogmatischen Systeme mit der geschichtlichen Entwicklung der protestantischen Theologie in gründlicher Forschung aufgezeigt wird; hervorzuheben ist die genaue Erkenntniß und treffende Darstellung der einzelnen dogmatischen Systeme in ihren wesenhaften Momenten; hervorzuheben sind die bestimmten und gerechten, doch überall milden und maßvollen Urtheile über die Arbeit der einzelnen Dogmatiker innerhalb der Gesamtentwicklung der protestantischen Theologie. Und viele werden sich noch anmuthend berührt fühlen von dem Herzensinteresse des Verfassers, das bei aller Objektivität der Darstellung von Melanchthon bis Schleiermacher an jedem Punkte durchbricht, an dem es zu Tage treten kann. Wie Schleiermacher der Dogmatiker der Union ist, so möchte Gaß der Geschichtschreiber der Unionsidee sein, möchte nachweisen, daß dieselbe nicht ein Erzeugniß des willkürlichen oder herrischen Beliebens einzelner Persönlichkeiten gewesen, sondern eine durch die geschichtliche Entwicklung des protestanti-

schen Geistes seit zwei Jahrhunderten vorbereitete Nothwendigkeit, der nur ein jede theologische und geschichtliche Erkenntniß verschmähender Eigensinn des konfessionellen Gewissens sich widersetzt. — Die Anerkennung dieser hervorragenden Arbeit blieb nicht aus. Die theologische Fakultät von Greifswald ehrte den Verfasser durch Verleihung der Würde des Doctor theologiae 1854, das Ministerium in Berlin ernannte ihn zum ordentlichen Professor (1855). Auch die Berufung nach Gießen (1861) zu einer Professur für systematische Theologie war die Folge dessen, daß die Geschichte der protestantischen Dogmatik, deren zweiter Band inzwischen erschienen war, die Aufmerksamkeit der Theologen auf Gaß gelenkt hatte. Von jetzt an treten nun auch die Vorlesungen über Dogmatik und Ethik in den Vordergrund seiner akademischen Lehrthätigkeit. Nur daneben las er jetzt noch geschichtliche und exegetische Kollegien, Dogmengeschichte, Einleitung, Jakobusbrief, Apokalypse. Die Frucht aber seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in Gießen, die durch die Ausarbeitung jener systematischen Vorlesungen wesentlich in Anspruch genommen wurde, war die Herausgabe des dritten und vierten Bandes der Geschichte der Dogmatik. Daneben erschienen kleinere Arbeiten, unter denen die gründliche Geschichte der Athosklöster und die ansprechende Schutzrede für das Recht der Union (beide 1865) hervorrangen. — Im Jahr 1868 ward Gaß als Professor für systematische Theologie, Dogmengeschichte und Symbolik an die Universität Heidelberg berufen, die ein Jahr vorher den für seine Zeit in Deutschland bedeutendsten und geistig einflußreichsten Lehrer der Dogmatik und Ethik, R. Rothe, verloren hatte. Gaß las daher im Wechsel mit Schenkel Dogmatik und Ethik, daneben wieder geschichtliche und exegetische Kollegien. Gerade die befähigsten Zuhörer rühmten den geistigen Gehalt dieser Vorlesungen und den Einfluß auf ihre theologische Bildung, und wenn Gaß inmitten der Studenten erschien, im akademisch-theologischen Verein, so umringte ihn die Liebe und Verehrung derselben. Die rein wissenschaftliche Thätigkeit Gaßens in diesen Heidelberger Jahren war aber wesentlich ethischen Studien gewidmet. Als erstes Ergebnis derselben erschien 1869: Die Lehre vom Gewissen. Ein Beitrag zur Ethik. Die Schrift behandelte »diesen Gegenstand allerersten Ranges« geschichtlich und spekulativ. Und wenn man der Kritik zugestehen kann, daß hier das Wesen des Gewissens nicht prinzipiell und tief genug aus dem Wesen des menschlichen Ich, dem Wesen des Selbstbewußtseins begriffen worden (Pfleiderer, Zeitschrift f. wiss. Theol. 73 S. 360), so hat doch dieselbe Kritik das hohe Verdienst der geschichtlichen, psychologischen, logischen Ausführungen gewürdigt und die durchgängige Richtigkeit der, wenn auch auf psychologischer Empirie ruhenden, umsichtigen und scharfsinnigen Beobachtungen und Ausführungen anerkannt. Unter Rückkehr zu den früher mit Vorliebe behandelten Stoffen aus dem Leben der griechischen Kirche erschien 1872: Die Symbolik der griechischen Kirche, eine Darstellung, die ebenso sehr von umfassender Gelehrsamkeit, als feinsinnigem Eindringen in den eigenthümlichen Geist der griechischen Kirchenlehre zeugte. Die nächste Schrift war wieder einem ethischen Problem gewidmet, der Frage nach der Wahrheit und dem Rechte einer optimistischen oder pessimistischen Weltanschauung. Die Philosophie der Gegenwart hatte mit Posaumenton verkündet, daß sie die Lösung des Problems zu Gunsten des Pessimismus gefunden habe. Gaß beabsichtigt nun »den Verhandlungen einen historischen Hintergrund zu geben, um sie dadurch fruchtbarer zu machen, als sie durch bloße Vergleichung oder Entgegensetzung allgemeiner Gedanken werden können«. Auf Grund seines umfassenden historischen Wissens durchwandert er die Geschichte der Menschheit, wenigstens der christlichen, erfährt den Wechsel pessimistischer und optimistischer Lebensstimmung, begreift denselben aus der Eigenthümlichkeit besonderer Weltanschauungen und besonderer geschichtlicher Verhältnisse im Leben der Völker und

tritt auf diesem Grunde der Thatsachen vor die Frage nach der Wahrheit des Optimismus oder Pessimismus. Die wissenschaftliche Begründung des Pessimismus, so urtheilt er, »vollzieht sich durch unstatthafte Methode und Willkür in der Ausführung und leidet an dem Fehler einer verwerflichen Zurückstellung der ethischen Interessen gegen die nur eudämonologischen. Das aufgestellte Lebensgemälde geizt mit den Farben der einen Art, während es die andere verschwendet. Bei aller Vollständigkeit fehlt ihm die Unbefangtheit und darum die Wahrheit und die Treue (S. 234). Dem, der das Lied vom wahren Pessimismus singt, sollen wir alle andächtig zuhören. Es sind ernste Erkenntnisse eines Kritikers, der aufmerksam Gehör zu fordern hat. Nur das letzte Wort darf er nicht behalten« (S. 188). Wie in der Geschichte der Menschheit das Gute immer wieder über das Böse siegt und das Leben immer wieder über den Tod, so soll auch im einzelnen Menschengemüthe die optimistische Lebensstimmung siegen über die pessimistische und die Weltanschauung des Optimismus über den Pessimismus. — Schon früher, seit dem Jahr 1874, hatte sich Gaß in Verbindung mit Vial der Arbeit unterzogen, die im Nachlasse seines Freundes G. L. Th. Henke vorhandenen kirchenhistorischen Vorlesungen für die Wissenschaft und die Kirche zu retten. Diese Pietät gegen den Freund wurde zu keiner leichten Arbeit. »Das Manuskript wurde vollständig umgeschrieben, und einer zum Theil eingreifenden, ordnenden und ergänzenden Redaktion unterworfen.« So erschien es von 1874—1880 in 3 Bänden als eines der vortrefflichsten Handbücher der neueren Kirchengeschichte. »Die Darstellung ist stoffhaltig genug, um die Zustände bis in's Einzelne zu verdeutlichen, und dringt doch kräftig zu allgemeineren Gedanken empor, eine gründlichere Wißbegierde wird befriedigt und angeregt zugleich.« — Inzwischen hatte die Vertiefung in die ethischen Probleme, hatten die kleineren Schriften ethisch-historischer Art, über Märtyrertum (Zeitschrift f. histor. Theol. 59. 3), Mönchthum und Askese, über Gewissen und Pessimismus, über den Encyclopädisten Vincenz von Beauvais und das unächte speculum morale (Zeitschrift f. Kirchengesch. II.) in Gaß den Entschluß erzeugt, als ein Gegenstück zur Geschichte der protestantischen Dogmatik die der christlichen Ethik zu schreiben und damit »als Historiker der systematischen Theologie in die Literatur sich zu stellen«. Als Ausführung dieses Entschlusses erschien von dieser Geschichte der christlichen Ethik Band 1 im Jahre 1881; Abtheilung 1 des 2. Bandes 1886, Abtheilung 2 dieses Bandes 1887. Die Methode der Darstellung entspricht der, welche Gaß in der Geschichte der Dogmatik befolgt hatte. Nach einer Einleitung, in welcher der Begriff der christlichen Ethik und die Aufgabe ihrer Geschichte im Unterschiede von der Geschichte der Dogmatik festgestellt, nach einer Vorbereitung, in welcher die kirchliche Ethik an die antike und die biblische angeknüpft wird, gliedert sich die Darstellung nach den großen Wendepunkten, in denen die Entwicklung des christlichen Geistes überhaupt sich vollzieht. Jedem sich sondernden Gliede in dieser Entwicklung geht eine allgemeine Betrachtung voran, die mit tief geschöpften, gehaltvollen Gedanken die allgemeinen Mächte schildert, welche die Entwicklung und mit derselben die zur Wissenschaft und Lehre gewordene ethische Begriffswelt dieser bestimmten Epoche beherrschen, und führt dann, an dem literarhistorischen Faden fortgehend, die ethische Gedankenwelt der einzelnen entscheidend in die Entwicklung eingreifenden Individualitäten vor — eine glückliche Verbindung von synthetischer und analytischer Methode, welche auch hier »das Continuum der Entwicklung verdeutlichen hilft, der Darstellung Farbe und Wechsel verleiht und die Hervorhebung des Individuellen begünstigt«. So enthüllt der erste Band die Geschichte der Ethik in der katholisch werdenden und katholisch gewordenen Kirche bis zur Reformation mit Ausschluß der Zeit des Humanismus, welche Gaß mit Recht als Vorbereitung auf die Reformation

behandelt. Des zweiten Bandes erste Abtheilung stellt die entscheidende Umformung dar, welche das christlich ethische Bewußtsein mit der Reformation erfuhr und die Folgen dieser Umformung in der reformirten und lutherischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts. Daneben tritt die Geschichte der katholischen Ethik seit dem Tridentinum im Jesuitismus, Jansenismus, Mystizismus. Gaß benennt diese Zeit treffend die der vorherrschend kirchlichen Ethik. Auf diese folgt dann in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes im 18. und 19. Jahrhundert die Zeit der philosophischen und theologischen Ethik. — Diese Darstellung der Geschichte der christlichen Ethik zeigt in höherem Maße die Vorzüge der Geschichte der Dogmatik. Der aus dem Leben der christlichen Menschheit hervorgegangene Reichthum ethischen Bewußtseins, ethischer Begriffe und Systeme, ist mit seltener Vollständigkeit — absolute ist natürlich für den Einzelnen unerreichbar — zu einer geordneten Welt auseinander, miteinander und gegeneinander sich erzeugender Entwicklungsreihen gestaltet und diese Gestaltung hebt doch nur den Gang der wirklichen Geschichte in's Licht. Sie zeigt, wie das ethische Bewußtsein der christlichen Menschheit von dem Bruch mit der Natürlichkeit, der in Weltverneinung das Leben in den Sinnen von sich stößt, um die Reinheit des Geistes in seinem heiligen Wesen zu behaupten, zu der Einigung mit der Natürlichkeit fortgeht, die in Weltbejahung das Leben in den Sinnen verklärt, um die Kraft des Geistes in seinem sittlichen Wesen zu bethätigen; wie das ethische Bewußtsein aus der Ungeschiedenheit des Ethischen mit dem Religiösen zur relativen Besonderung des Ethischen vom Religiösen fortschreitet, um beide Gebiete des Geisteslebens in reinerer Eigenthümlichkeit festzuhalten; wie das ethische Bewußtsein von der kirchlich gesetzlichen Gebundenheit des Ich an das Gute zu der freien Selbstbestimmung des Ich für das Gute sich erhebt, um in der Freiheit die Wahrheit des Sittlichen zu begreifen. Mit dieser klaren Gestaltung des geschichtlichen Entwicklungsganges verbindet sich eine eindringende Erkenntniß des Wesenhaften und unterscheidend Eigenthümlichen der einzelnen ethischen Systeme und ihrer individuellen Schöpfer. Und wenn die Kritik hier, wie in der Lehre vom Gewissen, in der Zurückführung des Ethischen auf das Wesen des Willens, des Ich, des Geistes eine Schwäche spekulativer Kraft entdecken will, so entschädigt für diesen Mangel die reiche Fülle scharfer Beobachtung und treffender Beurtheilung des ethischen Lebens der Menschheit und des Menschen und es erfreut der ideale Standpunkt ethischer Betrachtung, auf welchem der Verfasser steht, aus welchem er urtheilt. — Wir haben hiermit den Gang der geistigen Entwicklung und wissenschaftlichen Lebensarbeit von Gaß geschildert. Es sind dabei eine Menge kleinerer Abhandlungen unberücksichtigt geblieben, welche Gaß als Mitarbeiter von Sammelwerken und Zeitschriften lieferte. Sie zeichnen keine neuen Züge in das Bild des Mannes. — Uebrigens war Gaß nicht allein an der Universität und in der Wissenschaft thätig. In früheren Jahren predigte er häufig. Schon in Breslau hatte er sich das Recht der Kanzel erworben (Vita p. 76). In Greifswald war er eine Reihe von Jahren Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission. In Heidelberg wurde er vom Großherzog dreimal in die Generalsynode berufen: 1871, 1876, 1881. — Als Anerkennung seiner Thätigkeit verlieh ihm der Großherzog von Baden das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen 1874, und die Regierung ernannte ihn zum Kirchenrathe 1885. Für seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Kirche hatte er 1877 den Russischen Stanislaus-Orden II. Klasse erhalten. — Ueberschauen wir noch einmal diese Schilderung! Wir sehen in Gaß einen Gelehrten von nimmer ermüdem Fleiße, nimmer ermüdem Forschungstriebe, von ebenso umfassendem, als eindringendem Wissen, von Klarheit und Schärfe des Gedankens, von Weite und Tiefe des geistigen Horizontes.

Wir sehen in ihm einen wahrhaft protestantischen Theologen. Denn eine religiöse Persönlichkeit war er, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch Wissenschaft ohne Religiosität nicht gedeihe. Unter einer nicht geringen Zahl von Theologen der Gegenwart, die in einer leidenschaftlich erregten Zeit Verstand und Gelehrsamkeit nur zur unbedingten Vertheidigung der kirchlichen Ueberlieferung verwenden oder die Ergebnisse ihrer Geistesarbeit von der Zweckmäßigkeit derselben für ihre Lebensstellung abhängig machen, war er durchdrungen von der unbedingten Ehrfurcht vor dem Gott der Wahrheit, und die Liebe zur Wahrheit war die unbedingte Herrschermacht über seine wissenschaftliche Forschung. — Als Mensch war Gaß ein Innenmensch in der schönsten Bedeutung des Wortes. In den Jahren, wo sein Gemüth und Charakter sich bildete, stand er unter dem Einflusse jenes fast vergessenen Idealismus, der auf Grund der Unterscheidung eines empirischen und intelligibelen Ich jeden von dieser Anschauung Berührten zu dem Streben beseelte, seine Individualität zu einer idealen Persönlichkeit zu gestalten, oder, um von einem christlichen Manne christlich zu sprechen, daran zu arbeiten, daß Christus, das himmlische Urbild des irdischen Menschen, Gestalt in ihm gewinne. So war Gaß ein edles, lauterer Gemüth, voll jener hohen Einfalt, der das Himmelreich verheißen ist. Aber dieser Innenmensch trat wenig in die Erscheinung. Wer daher nicht die Gelegenheit oder nicht den Willen hatte, in das Innere von Gaß zu schauen, verkannte ihn leicht. Auch war er ein Familienmensch. Im Kreise des Hauses, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Freunde entfaltete er ganz die liebenswürdige Schönheit seines Gemüthes, die seine Bildung seines für Kunst, namentlich für Musik und für Literatur empfänglichen Geistes. Dann trat auch der launige Humor zu Tage, mit dem er das Gespräch würzte. — Die Vorrede zum letzten Bande seiner Geschichte der Ethik vom 24. Februar 1887 schloß Gaß mit den schönen und für ihn bedeutsamen Worten: »Seit ich Hand angelegt, sind etwa neun Jahre vergangen. Von da an bis auf diese Stunde hat mir Gott Gesundheit und Arbeitsfrische erhalten. Dieser Dank soll mein erstes und letztes Gefühl sein. Von dem Leser scheidet ich zwar lange nicht mit mir zufrieden, aber doch getrost in dem Bewußtsein, nach dem Maße meiner Kraft und im Dienste christlich-protestantischer Wissenschaft gearbeitet zu haben«. — Das Wort vom Scheiden sollte in einem anderen und schmerzlichen Sinne erfüllt werden. Um seine letzte Arbeit zu vollenden, hatte Gaß ungewöhnlich angestrengt gearbeitet. Diese Anstrengung hatte die Lebenskraft des 74jährigen Mannes erschöpft. Am 10. April 1887 traf ihn ein Schlaganfall, lähmte den Leib, undunkelte den Geist. Er starb am 21. Februar 1889. — Wenn irgend einem Menschen, so gebührt Gaß der fromme Wunsch, den ihm der Verfasser dieses Lebensabrisses am Sarge nachrief: *Have, pia anima!*  
C. Holsten.

### Friedrich Geßler.

Ein überaus stattlicher Leichenzug war es, der am 6. Januar 1891 den Dichter Friedrich Geßler zur letzten Ruhestätte geleitete. In dichten Flocken fiel der Schnee zur Erde. Gegen Ende der Todtenfeier ward der Himmel lichter: wie zum Scheidegruße brach noch einmal die Wintersonne hervor, und wir blickten hinüber zu dem glanzumflossenen, sonst so gastlichen Landhause am Altvater, das sich der Verstorbene erst vor wenigen Jahren erbaut, das er sein »Sonnec« getauft hatte und das er nun vertauschen mußte mit der ewigen Nacht. — Vor mir liegt Geßlers Schwanengesang, sein letztes Gedicht, das er 14 Tage zuvor in unbewußter Todesahnung, angeregt durch einen herrlichen Sonnenuntergang, mit fester Hand niedergeschrieben und das in dem ergreifenden, allzufrüh verwirklichten Wunsche gipfelt:



„Dich steh' ich an, du dunkle Nacht.  
Mit deinem Mantel walle  
Hin über Abendglanz und Pracht,  
Berhüll' die Zauber alle!  
Dee' meiner Seele Sehnen zu  
Mit mildem Mohn und schenk' ihr Ruh!“

Erst 46 Jahre alt, ist der heimische Poet in Folge einer Lungenentzündung verschieden — der Mund des Sängers, »dessen Ohr gelauscht hat an fernem Welten Thor«, für immer verstummt. — Friedrich Geßler war ein echtes rechtes Lehrer Kind, daselbst am 14. November 1844 geboren. Sein Vater, ein schlichter Landmann, konnte ihm keine gelehrte Bildung mit auf den Weg geben. Der aufgeweckte Sohn besuchte nur die Volksschule und trat mit 14 Jahren bei der Firma Stöber-Fischer in Lahr als Lehrling ein. Seine tüchtigen Gaben halfen ihm bald vorwärts und auch sein lebhafter Bildungsdrang blieb nicht unbefriedigt: unverdrossen benützte er all' seine freie Zeit zum Studium fremder Sprachen. — Von Mai 1867 bis August 1872, mit mancherlei Unterbrechungen, erlernte Geßler unter trefflicher Leitung des Professors Adolf Holzmann Griechisch und Lateinisch und machte sich wohlvertraut mit den hervorragendsten Schriftstellern des klassischen Alterthums. Seine naturwissenschaftlichen Studien brachten ihn mit dem berühmten Forscher Rossmäßler in nähere Verbindung. Kurz und gut: Friedrich Geßler war ein Autodidakt, ein Selbmademan im vollen Sinne des Wortes, eine jener zähen Naturen, die ihr Bestes Gott und sich selber verdanken. — Frühzeitig erwachte in dem ideal veranlagten Jünglinge, der sich nach angestrengter Bureauarbeit nebenher auch noch an den Werken unserer deutschen Klassiker bildete, die schöne Dichterseele. Ihm verdanken wir das Wiederauffinden des längst vergessenen Grabes der Pfarrerstochter Friederike Brion von Sesenheim, der im benachbarten Meissenheim gestorbenen Jugendgeliebten Goethe's. — Kommiss geworden, gab Geßler 1867 ein »Friederiken-Album« heraus, welches u. a. von ihm als erstes literarisches Debüt ein Lesedrama »Reinholz Lenz« in 3 Akten enthielt. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges rückte der blondlockige, blühende Geselle, von vaterländischer Begeisterung hingerissen, im Sommer 1870 als Freiwilliger in's Feld; er trat in ein württembergisches, vom bekannten Otfried Mylius (Karl Müller) gegründetes Corps ein, das aber später der regulären Armee einverleibt wurde und bei Champigny tapfer mitkämpfte. — Als »der alte Fritz« die Schlachten des siebenjährigen Krieges schlug, dichtete Vater Gleim in der Studirstube die »Lieder eines Grenadiers«. Auf dem Marsche, auf den Schlachtfeldern Frankreichs, in den offenen Laufgräben vor Paris schrieb unter dem »jungen Fritz« der Kriegsfreiwillige Geßler seine »Sonette eines Feldsoldaten«. Zwar tragen diese Gesänge voll patriotischen Feuermuthes noch sehr das Gepräge erst reisender Jugendlichkeit; immerhin sind darunter schon viel echte Dichterperlen zu finden — glänzend, formvollendet, gedankenreich. — Nach seiner Heimkehr und Genesung von schwerer Lungenentzündung, die er sich beim eifrigen Vorpostendienste geholt, wurde Friedrich Geßler Prokurist der Firma Stöber-Fischer in Lahr, und 1875 übernahm er die Leitung der Reichsbankstelle, welches Amt er bis zur Etablierung eines eigenen Bankgeschäftes bekleidete. — Als bald rüstete sich der Dichter, welcher mittlerweile eine glückliche Häuslichkeit an der Seite seiner kunstsinigen Frau gegründet hatte, zu einem Fluge in das preiswürdige, aber dornenvolle Gebiet der tragischen Muse: er veröffentlichte 1877 sein wiederholt zur Aufführung gelangtes Trauerspiel »Cassandra«, ein Drama voll großer, dichterischer Gestaltungskraft und antiker Hoheit, von griechischem Geiste belebt und getragen. Nach weiteren vier Jahren (1881) überraschte Geßler die zahlreichen Freunde

in Süd und Nord mit einer noch bedeutenderen Leistung, die ihn mit einem Rucke auf die Höhe des reifen Mannes und Dichters emporhob: ich meine seine liebliche, waldfrische Idylle »Dieter und Waltheide« — eine harmonisch in sich abgerundete, lyrisch-epische Dichtung aus alter Zeit in 10 Gesängen, gesunde Romantik atmend und nach Scheffels Art fest mit heiteren Arabesken durchwirkt. — Den Gipfel der Schalkhaftigkeit erstieg der Schaffensfrohe im Jahre 1887 mit seinem zwerchfellerschütternden »Röhrle von Häfner-Neuhausen«, einem satyrisch-humoristischen Epos aus Schwaben. Geßler erzwang diesem leichtgeschürzten Kinde seiner Muse mühelos fröhlichen Einzug in tausend Herzen und wußte ihm die sonst so wetterwendische Gunst weiter Kreise, namentlich der berufenen Kritik dauernd zu fesseln. Unmittelbar darauf folgte sein »Hohengeroldsbeck«, eine melodisch aufgebaute Sage aus der ritterlichen Hohenstaufenzeit. Wenn Geßler in dieser Dichtung an seinem Humor den unvergleichlichen Scheffel auch nicht erreicht, so zeigt er sich dem Letzteren doch ebenbürtig an Kraft, Frische und charakteristischer Färbung. — Nun hatte Friedrich Geßler seinen dichterischen Ruf in der literarischen Welt, zumal im engeren Heimathlande, fest begründet. — Ein Drama, »Bernhard von Weimar«, war weit vorgeschritten; eine ganz eigenartige, in schlichtem Chronikstil dahinfließende, von urwüchsigem Humor sprudelnde größere Dichtung »Romejas, der Riese von Billingen« reifte der Vollendung entgegen und sollte demnächst den Büchermarkt zieren, als am Sonnabend des 3. Januar 1891 ein rascher Tod den Dichter mitten in der Bahn stürzte und dem vollen Leben entriß. — Im Allgemeinen ist es ja nicht gerade die Gestaltungslust, was den wahren Poeten kennzeichnet, auch nicht allein das Können, sondern vielmehr das volle Versenken in die Mysterien ewiger Naturgeheimnisse. Dieser philosophische Zug, gepaart mit reicher dichterischer Phantasie, wohnte unserem Geßler voll und ganz inne. Von Gottes Gnaden besaß er die Kraft, den Gebilden seines freiwaltenden Geistes eine freie Richtung zu geben, wie sie nur dem Herzensdichter eigen ist. An die einzelnen, oben skizzirten Schöpfungen die kritische Sonde näher anzulegen, ist hier nicht die Stelle und würde uns zu weit abseits führen. Es genügte, in großen, flüchtigen Zügen das schöne Ganze zu streifen und dabei der noch ungehobenen Schätze des dichterischen Nachlasses zu gedenken. — In unserer hastig dahinstürmenden Zeit der Ueberproduktion einerseits und der Ueber sättigung andererseits wird uns das Glück nicht häufig zu Theil, ein Werk anzutreffen, das in Ernst und Scherz die goldene Mitte haltend, die vom modernen Philistertume engherzig gezogenen Stachelzäune so wenig beachtet und gleichwohl in Ausdruck und Form die guten alten Gesetze der Schönheit so streng befolgt, wie Friedrich Geßler's nahezu vollendeter, hoffentlich nicht für immer vergrabener Sang von »Romejas, dem Riesen«. — Ein tüchtiger Geschäftsmann von strengrechtlicher Solidität und wohlwollender, weitherziger Denkart war der Bankdirektor Geßler ganz mit seiner geliebten Vaterstadt verwachsen; opferbereit stellte er seine Kraft allezeit in den Dienst der Oeffentlichkeit: es gab wohl kaum ein Stadtinstitut, kaum einen gemeinnützigen Verein, in dessen Verwaltung oder Leitung er nicht hineingezogen worden wäre. Seit dem Jahr 1887 vertrat Geßler als Landtagsabgeordneter die Stadt Lahr, deren Interessen er, trotz wankender Gesundheit, eifrig verfocht. Begeistert für Kaiser und Reich, voll Hingebung an die badische Heimath fühlte sich Geßler zu der »großen Politik« nicht sonderlich hingezogen: ein eigentlicher Berufspolitiker war, wie ein Nekrolog mit Recht betont, Geßler durchaus nicht; er flüchtete sich aus ihrem Getriebe gerne in das Reich der Poesie. Grundsätzlich und überzeugungstreu liberalen Prinzipien huldigend, sprach Geßler in der Zweiten Badischen Ständekammer zwar manch scharfes Wort. Hatte er aber frei von der Leber geredet, dann ging er lächelnden Antlitzes zu seinem

»ultramontanen« Kollegen Förderer — auch diesen deckt die Erde — und mit einer Priße Logbeß wurde Versöhnung gefeiert, was natürlich den Dekan Förderer nicht abhielt, wenige Minuten später dem Kollegen Geßler kräftig zu antworten. — Mit ihm schied von uns ein guter, braver Mensch, ein ehrenwerther, lebenswürdiger Charakter; er hinterließ eine Wittwe mit drei blühenden Kindern. — Ein fröhlicher Sänger lebt er unter uns fort. Wir schließen mit dem poetischen Scheidegrüße, den der Schriftsteller Wilhelm Jensen den Manen Geßlers unmittelbar nach dem Hinscheiden des Freundes in der Lehrer Zeitung weihte:

„In liches Buchengrün aus Frühlingstagen  
Wob sich ihm ein manch echtes Lorbeerblatt —  
Den Kranz, den seine Stirn verdient getragen,  
Ihn hüte dankbar seine Vaterstadt!“

Karl Mayer.

### August Gräbener

entstammte einem der Geschlechter, die in Folge fremden Unrechts und eigener Tüchtigkeit in einer neuen Heimath zum zweiten Male das schwere Werk, der Familie ein Fundament zu bauen, vollbringen mußten. Er war der Sproß eines österreichischen evangelischen Adelsgeschlechtes, das zur Zeit der österreichischen Ferdinande, im siebzehnten Jahrhundert, aus den Kärnthener Alpen in's Voigtland und von da in's Hohenlohische auswanderte und endlich in Baden eine neue Heimath fand. Seine arm gewordenen Vorfahren eroberten sich im bürgerlichen Leben einen geachteten Platz, und der am 13. November 1809 als Pfarrerssohn zu Leibenstadt geborene August Gräbener hat von seinen glaubensstolzen und entsagungskräftigen Ahnen zwar nicht den Adelstitel geerbt, aber die vornehme Geringschätzung äußerer Güter und Ehren, die schlichte Treue in Prinzipienfragen, die Ehrerbietung vor dem, was bleibt im Wechsel der Zeiten und Geschicke, das Mißtrauen gegen Tagesgrößen und Tagesparolen. Von seinen Vätern her, die in dem ergreifenden Kampfe der evangelischen Stände Oesterreichs gegen ihre unduldsamen Landesherren eine Rolle gespielt haben mochten, freute sich sein Blut, so oft er zur Minorität gehörte, war es ihm eine Genugthuung, mit zäher Beharrlichkeit am alten Rechte zu hangen, während die Andern, den Machtprüchen der Zeit gehorsam, geräuschvoll Uebergang zur Tagesordnung forderten. — Die Kosaken, die im Jahr 1814 singend durch Adelsheim ritten, der russische Offizier, der im folgenden Jahre das gastfreie Pfarrhaus wieder aufsuchte und sich wunderte, wie groß der kleine Sohn seines Quartierherren inzwischen gewachsen sei, blieben in seinem Gedächtniß haften. Aber die Eindrücke von jener Epoche, die er aus den Erzählungen der ihn erziehenden Generation erhielt, waren nicht die gleichen, die unsere heutige Jugend von jenen Tagen empfängt. Die evangelischen Pfarrhäuser Süddeutschlands erlebten nur die Last jenes Krieges, nicht seine Schrecken und seine Großthaten, und den gewaltigsten Eindruck empfingen sie nicht von der That der Befreiung selbst, sondern von der geschaffenen Neuordnung Europa's, von der Stiftung des Friedensbundes, der für die Ewigkeit die Eintracht der Staaten und das Fortschreiten der christlichen Kultur zu verbürgen schien. Und in dieser Neuordnung war auch der Deutsche Bund ein wohlgefügt, durch fromme Hoffnungen gesegnetes, durch Verträge geheiligtes Glied. Durch die neudeutsche Geschichtsschule unterrichtet, haben wir heute ein anderes Urtheil; aber mit Verständniß und Theilnahme schauen wir auf einen Mann, der von der Ueberzeugung, die ihm aus den Eindrücken seiner Jugend erwachsen, nicht gänzlich lassen konnte und, so sehr er sich über die Errichtung des Deutschen Reiches freute und so lieb er den Gründer desselben, den glorreichen Kaiser Wilhelm, gewonnen hat, doch den Prager Frieden niemals völlig zu verschmerzen vermochte. — Während

die Funken der Begeisterung, die aus dem Feuer der Freiheitskriege flogen, der Wind damals noch von Süddeutschland wegwehte, fielen von einer anderen Seite zündende Flammen in die Seele des prächtig aufblühenden Knaben. Wenn der Steiner Dekan die Steige hinabstieg dem von Karlsruhe heimkehrenden Gymnasialisten entgegen, grüßten sich Vater und Sohn schon von ferne mit leuchtenden Augen und riefen sich zu die jüngsten Großthaten des Griechenvolkes: Ypsilanti, Maurokordatos, Odysseus, Bogaris waren ihm noch im höchsten Alter erlauchte Namen, auf die er gerne zu reden kam, wie auf eine Liebe seiner Jugend. Sympathie mit unterdrückten Völkern, die für ihren Glauben und ihre Freiheit kämpfen, blieb eine seiner stärksten politischen Empfindungen; an persönlichem Heldenthum behielt er die lebendigste Freude. — Aus jenen Tagen, wo der helle Blick des Jünglings die Zeitgeschichte zu begreifen anfing, stammt wohl auch die uns oft so seltsam berührende Vorliebe für das englische Volk und die britischen Staatseinrichtungen. Canning's England hat den Schild über die Griechen gehalten, Palmerston's konservativ-demokratische Politik schien der Freiheit der Völker wie dem Rechte geschichtlicher Gewalten, der Herrschaft des Kreuzes wie der wirtschaftlichen Entwicklung Europas in gleichem Maße zu dienen. Und nach diesen Richtungen hin gingen auch Gräber's Gedanken und Hoffnungen. — Die Julirevolution machte auf den Bonner Studenten einen gewaltigen Eindruck; sie hat ihn nicht berauscht wie die damals mit der preussischen Herrschaft noch nicht völlig versöhnten Rheinländer, unter denen er lebte, sie hat ihn erschüttert. Noch vor den Augen des Achtzigjährigen stand Niebuhr's verstörtes Antlitz, auf das die Studenten mit scheuem Mitleid blickten, wenn der durch die Nachricht von den Pariser Ereignissen um den Verstand gebrachte Gelehrte auf einsamen Gängen ihnen begegnete. — Niebuhr's Ahnung, daß eine neue Barbarei hereinbreche, schien sich 19 Jahre später zu verwirklichen, als in den Maitagen des Jahres 1849 sich in Baden alle Bande der Ordnung auflösten. Nicht ohne persönlicher Gefahr sich auszusetzen, bekannte sich damals Pfarrer Gräber in einem der erregtesten Bezirke offen und entschieden zu seinem Fürsten. Die Erfahrung, daß der Festjubiläum der vorausgehenden Jahre in diesem wüsten Tumult endigte und daß auch seine braven Michelsfelder Bauern, so lange der Revolutionsrausch währte, wie unsinnig geworden waren, machte ihn für alle Zeiten mißtrauisch gegen lärmende Ausbrüche der Volksseele, auch gegen diejenigen, in denen sich ehrliche Liebe und Begeisterung kund geben. Er hielt nicht viel auf stürmische Huldigungen der Volksgunst, und je geräuschvoller die andern wurden, desto stiller war er selbst und hatte seine eigenen Gedanken dabei. — Auch in politischer und kirchlicher Hinsicht verhielt er sich skeptisch allen den Gemüthshebungen gegenüber, die von den rauschenden Schwingen der öffentlichen Meinung getragen werden. Er wußte aus Erfahrung, wie die herrschenden Stimmungen wechseln. Seinem starken Sinn für den Werth des Objektiven in der Welt widerstrebte der Subjektivismus auch in der Volksseele. — Weniger der Begeisterung für Individuen als der treuen Liebe zu Institutionen war sein Gemüth geneigt, und so war es kein Widerspruch, es war vielmehr folgerichtig, daß derselbe Mann, der ein abgesagter Feind alles Personenkultus gewesen, mit einer fast ritterlichen Zärtlichkeit an allen Gliedern seines Fürstenhauses hing. Thränenden Auges hat er den Sohn, der ihm in den traurigen Maitagen des Jahres 1849 geboren wurde, auf die Namen »Karl Friedrich Leopold« getauft. — Die treue Anhänglichkeit an die geschichtlich gegründeten Einrichtungen hatte ihren Grund in der Anlage seines Geistes und Charakters. In den wissenschaftlichen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart war ihm von Anfang an seine Stelle zugewiesen. Aller Widerstreit in der Philosophie und in der Theologie geht zurück auf die Auseinandersetzung zwischen dem Naturrecht der

Subjektivität und dem historischen Recht des objektiv Gegebenen, — ein Widerstreit, der auf religiösem Gebiet ein unendlicher ist und der Vater alles Lebens, da im Christenthum die Wurzeln beider Tendenzen haften. Mit klarer Entschiedenheit hat schon der junge Student die Richtung gefunden, in der seine Eigenart sich heimisch fühlte. So tief in Heidelberg Daubs »wundervolle Persönlichkeit« ihn ergriff, seine Hegel'sche Philosophie stieß ihn ab, ebenso der von Paulus vorgetragene Rationalismus. In Bonn fand er bei Ritsch, Augusti, und Bleek Anregungen für das ganze Leben. Hier gewann er die Ehrerbietung vor dem formulirten Bekenntnisse als dem schwer errungenen Ergebniss mühseliger Arbeit und harter Kämpfe. Hier, inmitten der katholischen Welt, ging ihm, theils im bewußten Gegensatz zu ihr, theils aber auch in Folge des tiefen Eindrucks, den ihre sich damals neu sammelnde Macht auf ihn übte, der Sinn auf für die organisirte christliche Gemeinde: für die Kirche. Die meisten Geistlichen werden von ihrer theologischen Ueberzeugung zu der Stellung geführt, die sie in den kirchlichen Fragen einnehmen. Bei Gräbener war geschichtlich wie prinzipiell die Kirche das erste, die Theologie das zweite. Gerade darin sah er das stolze Unterscheidungszeichen der Theologie von den andern Fakultäten, daß ihr kirchlicher Charakter wichtiger sei als ihr wissenschaftlicher, daß sie einer historischen Gemeinde zu dienen habe und nicht einem abstrakten Wahrheitsideal. Und dabei war er selbst wissenschaftlich tief veranlagt und besaß einen seltenen Reichthum theologischer Kenntnisse, der sich in einen weiten Kreis umfassenden Wissens einfügte. Sein Lerneifer, durch den er Jüngere beschämte, wurde von dem glücklichsten Gedächtniß unterstützt, das ihm treu blieb bis an den Tod. Aufmerksam beobachtete er den Gang der gelehrten Studien. Vor geordnetem theologischem Wissen hatte er Respekt, bei wem es sich auch finden mochte. Jede aufrichtige Geistesarbeit, wenn sie nur in die Tiefe ging und demüthig blieb, war ihm werthvoll. Aber das selbstgefällige Auskramen kritischer Hypothesen als gesicherter Ergebnisse der Wissenschaft, das unausbleibliche Uebel, wenn mächtig begabte Köpfe ausschließlich mit Kritik genährt werden, war ihm verhaßt. Da konnte er in grimmiger Ironie losbrechen. Auf's schärfste verurtheilte er es, wenn einer auf die Worte des Lehrers schwor. — Wer ihn nun aber für einen starren und kalten Kirchenmann halten würde, thäte ihm Unrecht. Hierarchische Neigungen waren ihm völlig fremd. Das Verfassungsleben unserer Kirche ward ihm je länger je mehr theuer und werth. Nicht Orthodoxyismus war die Seele seiner Kirchlichkeit, sondern der stille, schlichte Herzensglaube, der, wenn es galt, vor der Welt bekannte, sonst aber schen sich vor ihr verbarg, vor allem frommen Reden sich fürchtete und in der Wärme und Herzlichkeit, der Milde und Gelassenheit, der Lauterkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens sich auslebte. Es lag eine stille Würde in seiner Erscheinung, herzbewegend, wenn der schöne Greis auf der Kanzel stand und gewaltig wie ein Prophet mit wuchtigen Worten die Gewissen traf, — hinreißend, wenn sein Antlitz aufleuchtete von einem plötzlichen Einfall behaglichen Humors, oder wenn er freundlichen Mundes mit einem seiner Enkelkinder scherzte oder mit seinen schönen blauen Augen, die, bis sie im Tode brachen, scharf und hell blieben, an dem Prachtbau seiner Hausreben emporblickte. Unnahbar für gemeine Seelen, zurückhaltend bei Fremden, war er von überwältigender Freundlichkeit gegen die, welche er kannte und schätzte. Bei fremdem Leid floß seine Seele über von Mitgefühl; alle Unglücklichen waren ihm verwandt. Er war innerlich vornehm genug, um sich über die Formen hinwegsetzen und auch einmal derb sein zu dürfen. Und doch war er, wenn es darauf ankam, Meister der Formen und neben der schlichten Schönheit und gehaltvollen Würde seines Benehmens schien das Formenwesen der Andern geistlose Ziererei. So war er ein Mann, an dem jeder, der am Menschthum Freude

hat, sich erquicken mußte, der jedem, der weiß, was Religion ist, den Eindruck machte: das ist ein Christ aus dem Kern seines Wesens heraus. — Wer mag den Ursprüngen des religiösen Lebens nachgehen? Sie verlieren sich in die dunklen Regionen des Unbewußten. Aus seinem väterlichen Hause her, von dem Herzen seiner als arme Pfarrwittwe einen schweren Kampf siegreich kämpfenden Mutter und vor allem in der Lebensgemeinschaft mit seiner frommen und treuen Gattin, die ihm in allen Stücken ebenbürtig war, mag ihm diese Frömmigkeit gewachsen sein. Er selbst wies in seinen Aufzeichnungen auf den Verkehr hin, den er als Pfarrverweser von Feuerbach mit den religiös lebendigen Baseler Kreisen pflegte, sowie mit frommen Männern und Frauen seiner Gemeinde. Den Anregungen von dieser Seite schrieb er die Vertiefung seines religiösen Lebens zu. Vor allem verdankte er dem Umgang mit den Baseler Christen das warme Interesse für die Heidenmission, die er mächtig förderte. Er steht in vorderster Reihe unter denen, welche die Mission in unserem Lande volksthümlich machten. — In Feuerbach, wo er bei kargem Gehalt das Pfarrgut selber baute, Acker, Wiesen und Weinberge, erwarb er sich auch die reichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später in mannigfacher Weise zum Wohle seiner Gemeinden zu verwerthen wußte. Die Einzelheiten des landwirthschaftlichen Betriebes kannte er so genau wie ein erfahrener Bauer, und in allen ökonomischen Fragen wußte er Bescheid, nicht durch Bücherstudien, sondern durch hellläufige Beobachtung der Dinge. Mit der Natur lebte er in inniger Vertraulichkeit. Er beobachtete sie unausgesetzt und durch seine Seele ging der Widerschein ihres Lebens. — In Predigt und Unterricht, Seelsorge und Verwaltung ein mustergiltiger Pfarrer, brachte er die erste Hälfte seiner sechzigjährigen Amtsthätigkeit in den Gemeinden Feuerbach, Michelsfeld, Bretten und Königsbach zu, die zweite Hälfte in Neckarbischofsheim. Als er die erste Stadtpfarrei daselbst überkam, war mit ihr noch das Dekanat verbunden. In Neckarbischofsheim feierte er 1881 sein Amtsjubiläum; hier ward ihm so manches ehrende Zeichen der Werthschätzung seines Landesbischofs und der obersten Kirchenbehörde zu Theil; hier waltete er seines Amtes, in wunderbarer Frische bis zum Beginn des Winters 1890/91, in ungebrochener Pflichttreue bis zum Beginn des Todeskampfes. Am 9. April 1891 ist er heimgegangen. Immer wieder hat seit Bestehen der Kirchenverfassung das Vertrauen der Diözese ihn an ihre Spitze gerufen, ihn als Abgeordneten in die Generalsynode gesandt. Es ist dies beispiellos in unserer Landeskirche. Und beispiellos ist wohl auch das Verhältniß zwischen ihm und den Geistlichen der Diözese gewesen. Er besaß in hohem Maße die Gottesgabe, das Steuerruder zu führen. An Geist und Wissen Allen überlegen, in biederem Wohlwollen jedem Einzelnen zugethan, ein Meister der Geschäfte und in deren Ausführung ebenso milde als gerecht, wurde er von Allen als der »Erste von rechtswegen« in Ehren gehalten und zugleich wie ein Vater geliebt. Er war zu geistvoll, als daß er engherzig, zu fromm, als daß er ein Parteimann hätte sein können. Nicht nach ihrer Richtung beurtheilte er die ihm unterstellten Pfarrer, sondern nach ihrer Pflichttreue. So ist denn auch keiner seit einem Menschenalter in der Diözese gewesen, der nicht mit Verehrung seiner gedächte, und das allgemeine Gefühl, das er zurückließ, ist das, verwaist zu sein. — Den reichsten Segen aber hat die Gemeinde Neckarbischofsheim von ihm empfangen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 143.)

### Amalie Haizinger

(zu Theil I, 332)

starb zu Wien, wo sie bis zu ihrem Ableben mit großem Beifall im Rollenfach der komischen Alten wirkte, am 10. August 1884.

## Karl Heinrich Hoff

gehört zu der verhältnißmäßig seltenen Zahl von Bürgern, die neben Tüchtigkeit und Ausdauer in der Ausübung eines gewerblichen Berufes und neben reger Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten auch der Kunst und der Wissenschaft ein reges Interesse entgegenbringen. Ihm war eine feine künstlerische Empfindung angeboren. Durch die Verhältnisse in die Bahnen bürgerlicher Erwerbsthätigkeit gelenkt, sah er mit lebhafter Freude, wie diese Anlage auf einen seiner Söhne, der auch seine Vornamen trug, den hochbegabten Maler K. H. Hoff (s. oben S. 188 ff.) vererbt und von diesem während eines an Erfolgen reichen Wirkens zu hoher Vollendung gebracht wurde. Am 12. Juli 1804 zu Mannheim geboren, betrieb Hoff in seiner Vaterstadt das Gewerbe eines Konditors und brachte es zu ansehnlichem Wohlstand, so daß es ihm vergönnt war, sich im Alter von den Geschäften zurückzuziehen und nur noch den Pflichten gegen das Gemeinwesen und seinen künstlerischen Neigungen zu leben. — Schon zu Anfang der 1840er Jahre wurde Hoff in den Kleinen Bürgerausschuß gewählt, seit 1844 war er Mitglied des Gemeinderaths und blieb in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1870 thätig, zu welcher Zeit die Wahlen eine demokratische Verwaltung in das Rathhaus brachten. In den Jahren 1848 und 1849 waltete Hoff mit fester Hand, unermüdet und unerschrocken auf dem Rathhause zum Besten seiner Vaterstadt. Eine Episode aus vielen aus jener Zeit ist für seine Sinnesart und Thätigkeit kennzeichnend. Als 1849 beschlossen war, Flinten gegen Zahlung von nur zwei Gulden an Jedermann auszuhändigen, nahm Hoff im Rathhause die Scheine zum Bezug der Flinten den Betreffenden aus der Hand und zerriß sie mit den Worten: »Dort zu den Fenstern hinaus könnt Ihr mich werfen, aber mich zwingen, Euch Flinten in die Hand zu geben, das könnt Ihr nicht. Es ist schon des Unglücks und der Unordnung genug!« Diese Aeußerung kennzeichnet den Mann, der, ein treuer Freund des Volkes, sich zu allen Zeiten seine Selbstständigkeit zu wahren wußte. — Im Jahre 1867 wurde Hoff als Abgeordneter der Stadt Mannheim in die Zweite Kammer gewählt und vertrat während zweier Landtagsperioden seine Vaterstadt, bis er auch hier durch die in derselben zur Herrschaft gelangte demokratische Stimmung verdrängt wurde. Als überaus thätiges Mitglied der Kreisversammlung und während vieler Jahre als Vorsitzender des Kreisausschusses wirkte er ganz im Geiste des Schöpfers dieser Einrichtungen, im Sinne Lamey's. Unter seiner Leitung wurde die Kinderbewahranstalt in Ladenburg und das Kreisstiechenhaus in Weinheim errichtet, und beiden menschenfreundlichen Anstalten blieb seine warme Theilnahme bis in die letzten Jahre seines Lebens gesichert. — Als die Bürde des Alters ihm die volle Arbeitsthätigkeit unmöglich machte, zu Anfang der 1880er Jahre, trat Hoff aus seinen öffentlichen Aemtern zurück, geehrt von seinem Landesfürsten, der ihm am 24. April 1883 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verlieh. — Am 7. Mai 1891 endete ein sanfter Tod sein arbeitsreiches Leben. — Hatte Hoff als Gewerbetreibender den gewerblichen Interessen, als Gemeinderath der gesammten Verwaltung seiner Vaterstadt vielfach genutzt, als Mitglied der Kreisbehörden und des Landtags weiteren Kreisen des badischen Landes seine Kraft gewidmet, so war er auch noch auf anderen Gebieten mit Erfolg thätig. Vielen wissenschaftlichen und materiellen Zielen dienenden Vereinen gehörte er als Mitglied an. Auch schriftstellerischer Thätigkeit blieb er nicht fremd. 1866 veröffentlichte er eine von reichen Kenntnissen, seinem Verständniß und Geschmack zeugende Schrift über »die Statua auf dem Paradeplatz zu Mannheim, deren künstlerischen Werth, historisch-symbolische Bedeutung und bauliche Unterhaltung«. Die zwei ersten Bände der »Badischen Biographien«

durften sich seiner Mitarbeiterschaft erfreuen. Von ihm sind die Lebensbeschreibungen mehrerer verdienten Bürger Mannheims geschrieben. Doch bestand er darauf, daß dabei sein Name nicht genannt werde. Auch die Gabe der Rede war ihm verliehen. Mancher erinnert sich der trefflichen Worte, die er als Alterspräsident der Zweiten Kammer sprach. — Während seines ganzen öffentlichen Lebens ein liberaler und ein nationalgesinnter Mann, hat Hoff selbstverständlich der nationalliberalen Partei angehört und in ihrem Sinne gewirkt. Für die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Wesens und die Bedeutung seines öffentlichen Wirkens ist es bezeichnend, daß gleichzeitig mit dem Danke, der ihm namens der eigenen Partei in einem ehrenden Nachrufe ausgesprochen wurde, das Presseorgan der demokratischen Partei Mannheims ihm das Zeugniß ausstellte: »Das alte Mannheim hat einen seiner besten Bürger verloren«. (Mit Benutzung eines Nekrologs in Nr. 38 der »Badischen nationalliberalen Korrespondenz« vom 16. Mai 1891.) \*

### Johann Ludwig Josef Klauprecht

(Theil I, 467 f.)

starb in Karlsruhe am 21. April 1883.

### Gustav Kuntz

(Theil II, 562)

starb in Karlsruhe am 4. Mai 1886.

### Karl Friedrich Ledderhose

(zu Theil II, S. 14).

Am 23. Juli 1888 legte Ledderhose, da die Kraft zu weiterer Verwaltung des Kirchenamtes dem 82jährigen gebrach, sein Amt nieder und zog von Neckarau, wo er schon 1884 das 25jährige Jubiläum seiner dortigen Wirksamkeit gefeiert hatte, nach Sulz bei Lahr, um hier im Kreise seiner Kinder und Enkel die wohlverdiente Muße zu genießen. Der Großherzog, der ihn hochschätzte und ihm 1883 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen hatte, zeichnete ihn bei seinem Rücktritt aus dem Kirchendienste durch Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse dieses Ordens aus. Bis in die letzten Wochen seines Lebens war er geistig frisch und nahm an allen Fragen des häuslichen, politischen und kirchlichen Lebens den regsten Antheil. Noch im Sommer 1889 konnte zu seiner Freude ein seit langer Zeit und mit großer Liebe zur Sache vorbereitetes Büchlein »Aus dem Leben des Markgrafen Georg Friedrich von Baden« (Heidelberg bei Karl Winter) erscheinen, in welchem er dem streitbaren Glaubenshelden ein würdiges Denkmal errichtete und dem evangelischen Volke ein erhebendes Andenken an den bedeutenden Fürsten und zugleich an die eigene Wirksamkeit in der Literatur hinterließ, die allezeit auf die Förderung und Befestigung des evangelischen Glaubens und der Treue gegen Fürst und Vaterland gerichtet war. Ein großer Schmerz war ihm, daß er nicht mehr predigen, schreiben und nur mit Beschwerde gehen konnte, da er an heftigem Asthma litt. Am Gründonnerstag 1889 wurde er von einem Schlaganfall betroffen, von dem er sich jedoch rasch erholte. Im Laufe des Winters 1889/90 zeigte sich an verschiedenen Stellen des Gesichtes und der Hände eine Hautentzündung, eine Folge verminderter Herzthätigkeit. Der Greis, den dieses Uebel sehr belästigte, ahnte seine baldige Auflösung. In seinen letzten Lebenstagen verfielen auch die geistigen Kräfte, er redete bisweilen irre. Fortschreitende Schwäche führte dann schneller als seine Umgebung geglaubt hatte, das Ende herbei. Er starb auf



dem Ruhebetto sanft und schmerzlos nach ganz kurzem und leichtem Todeskampfe am Donnerstag, den 20. Februar 1890, Abends  $\frac{1}{2}$  7 Uhr, in einem Alter von 83 Jahren 3 Monaten und 20 Tagen. (Nach einem Nekrolog in der »Badischen Landpost« 1890 Nr. 61.)

### Karl Lindemann-Frommel.

Am Pfingstmontag 1891 wurde in Rom einer der ältesten und treuesten deutschen Bürger Roms zur letzten Ruhe gebettet, ein Künstler von Gottes Gnaden, Karl Lindemann-Frommel. Geboren zu Markirch im Elsaß am 19. August 1819, kam er, früh verwaisst, etwa 12 Jahre alt, nach Karlsruhe in das Haus seines Onkels mütterlicherseits, des Galeriedirektors Frommel (s. Bad. Biographien I, 269), der ihm ein zweiter Vater wurde und dessen Namen er in kindlicher Dankbarkeit dem seinen hinzufügte. Seine künstlerische Begabung trat früh hervor, und so war ihm der Weg gewiesen, auf welchem er sich, anfangs nicht ohne Mühe und Entbehrungen, zu schönem Erfolge und hoher Anerkennung durcharbeiten sollte. Seine Studien machte er zuerst in Karlsruhe, dann in München und Paris. Als junger Mann kam er nach Italien und hier empfing ihn Lebenslust, hier erst kam sein Genie zu vollem Ausdruck. In Rom fand er auch seine besten und treuesten Freunde: Dr. Wolfgang Erhardt, den Vetter seiner Gattin, Frein von Radnik, und Ferdinand Gregorovius. Es war eine ideale, durch alle Wechselfälle des Lebens erprobte Freundschaft, welche diese drei ausgezeichneten Männer verband. Die Namen Lindemann und Gregorovius sind unzertrennlich verbunden durch ihr gemeinsames Werk über Capri, die Wunderinsel, welche sie in Bild und Wort geschildert haben. In idealem Sinn ist so das Zaubereiland ihr Eigen geworden. Die schönsten Theile von Italien, manche weltabgeschiedene, für gewöhnliche Reisende unerschlossene Gegenden durchstreiften die Freunde zusammen und brachten reiche Ausbeute heim. Gregorovius hat sie niedergelegt in seinen Wanderjahren, Lindemann-Frommel in seiner Skizzenmappe, die ungeahnte Schätze birgt. Das war immer eine besondere Freude, wenn er am Samstag Nachmittag, wo sein Atelier gastlich geöffnet stand, dieses Schatzhaus eröffnete und sorgsam ein Blatt nach dem anderen entfaltend (nie ließ er eines von fremder Hand berühren!) vor den Augen seiner Gäste die herrlichsten Landschaftsbilder vorübergehen ließ. Selbst seine Skizzen waren nicht flüchtig; überall bekundete sich die Hand des gewissenhaften Meisters und das kundige, scharfblickende Auge, welches die Natur in all ihren Erscheinungen beobachtete und festhielt, dieses Auge, das so viel mehr sah und erfaßte als andere, und wie er selbst noch in den letzten Jahren sagte, »noch immer besser sehen lernte«. — Lindemann-Frommels Landschaften haben einen ganz eigenthümlichen Reiz; sie sind stimmungsvoll im besten Sinne des Wortes. Der Süden Italiens, die Gegend um Neapel, »dieses Stück Himmels auf die Erde gefallen«, Sorrento, Amalfi, Paestum und Capri, gab ihm seine Lieblingsmotive. Nie ist der Farbenszauber des Südens zarter und schöner wiedergegeben worden als auf Lindemann-Frommels poetisch empfundenen und mit größter Feinheit ausgeführten Landschaften. Seine durchsichtige Luft leuchtet förmlich, sein Meer glitzert und schillert in wechselndem Farbenschimmer. Den Reiz der charakteristischen Vegetation wußte der Künstler sehr wohl zu verwerthen; auf einem seiner schönsten Bilder, die Tempel von Paestum, stehen im Vordergrund Feigenkaktus und darüber ragen die hochaufgeschossenen Riesenstauden von Aloebüthen empor. Auch aus der Umgegend von Rom hat Lindemann-Frommel herrliche Bilder, besonders sein Lieblingskloster St. Bonaventura mit der hohen Palme im Garten; ein Stück aus der Villa Mellini auf dem Monte Mario, eine prachttolle Aussicht aus der Villa Dora Pamfili auf die Peterkirche, einen entzückenden Blick auf den

Tiber von einer reizenden, rebenumzogenen Loggia, deren Stätte man seit der Tiberregulirung nicht mehr kennt. — Lindemann-Frommels Bilder sind weithin zerstreut in alle Lande; mehrere befinden sich im Besitze des Großherzogs von Baden, der ein huldvoller Freund und Gönner des Künstlers war, und in der Großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe. Lindemann-Frommel sah Baden als seine deutsche Heimath an. Er war durchaus Süddeutscher. — Wie groß die allgemeine Liebe und Achtung war, in welcher der Künstler stand, das bewies auch das sehr zahlreiche Gefolge bei seinem Leichenbegängniß. Die kleine Kapelle, in welcher der Sarg unter Blumen verborgen stand, konnte nicht alle fassen. Als Hauptleidtragender stand neben dem Geistlichen des Verstorbenen einziger Sohn, der telegraphisch herberufen ohne Kasten von Berlin herbeigeeilt, gerade noch zwei Tage vor dem am 16. Mai 1891 Nachmittags erfolgten Tod in Rom eingetroffen war. Botschaftsprediger Könnerli sprach in wahrhaft herzlicher Weise über den Verstorbenen, dessen edlem, schlichtem Künstlerleben er völlig gerecht wurde. Als dann am Grabe Gebet und Segen gesprochen waren, trat Professor Molechott vor, der mit Dr. Erhardt gemeinsam als ärztlicher Freund den Verstorbenen in seiner letzten Krankheit besucht hatte, und sprach herrliche und erhebende Worte zum Gedächtniß der beiden Freunde, Ferdinand Gregorovius und Lindemann-Frommel, die der Tod rasch nach einander abgerufen. Er betonte, was ihnen Rom und was sie für Rom gewesen, wie Rom sie geehrt und anerkannt habe. Dr. Meurer legte im Namen des Deutschen Künstlervereins einen Lorbeerkrantz auf das Grab, Professor Sassi sprach im Namen der Akademie von S. Luca, deren Mitglied Lindemann-Frommel gewesen. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 149 nach der Schlesiſchen Zeitung.)

#### Jakob Friedrich Meßmer

(zu Theil II, S. 74 ff.)

starb zu Grafenstaden am 17. Oktober 1883.

#### Ludwig Graf Rüd't von Collenberg-Bödigheim

(zu Theil II, S. 224 ff.)

Aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich erfolgte am 24. April 1877 die Verleihung des Grafenstandes des Großherzogthums an Staatsminister a. D. Ludwig Freiherrn Rüd't für sich und seine ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts. Graf Rüd't starb im 87. Lebensjahre zu Bödigheim am 14. August 1885. Sein jüngster Bruder

#### Karl Freiherr Rüd't von Collenberg-Bödigheim

wurde zu Bödigheim am 14. April 1813 geboren und verlebte die ersten vierzehn Jahre seines Lebens im elterlichen Hause auf dem Lande, wo sich früh ein inniges Verständniß für die Natur in ihm entwickelte, das ihm bis zu seinem Lebensende großen Genuß gewährte. — Im Herbst 1827 bezog er das Gymnasium in Stuttgart, wo er so rasche Fortschritte machte, daß er zwei Klassen überspringen konnte, worauf er das letzte Gymnasialjahr in Mannheim absolvirte. Von hier aus trat er sodann zum Studium der Rechtswissenschaft an die Universität Heidelberg über. Vom Herbst 1834 bis zum Herbst 1835 besuchte er die Universität Berlin, von wo er wieder nach Heidelberg zurückkehrte, immer bestrebt, sich vielseitig auszubilden. Diese Studienzeit wurde von mehreren kleineren und größeren Reisen unterbrochen, unter welchen ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Paris, den er zum Studium der französischen Sprache und der dortigen Kunstanstalten verwendete, hervorzuheben ist. — Im Frühjahr

1838 ging Rüdert als der 4. unter 17 Examinanden aus der juristischen Staatsprüfung hervor und trat als Rechtspraktikant bei dem Amte in Baden ein. Nach einer 1840 unternommenen Reise, welche er bis Neapel ausdehnte und die sein durchgebildetes Interesse für die Kunst in hohem Grade in Anspruch nahm, wurde er 1841 zum Amtsassessor in Baden ernannt. — Zum Landtage von 1846 wurde er erstmals in die Erste Kammer gewählt, welcher er bis zum Jahre 1852 angehörte. Bald darauf sah er sich veranlaßt, aus dem Staatsdienst auszutreten. Er schlug zunächst in reizender Gegend am Genfersee seinen Wohnsitz auf, wo er, in glücklicher Ehe mit Fräulein Anna Ganter aus Freiburg vermählt, welche ihm eine Tochter schenkte, die ihm überaus zusagende stille Zurückgezogenheit zu eingehenden geschichtlichen und philosophischen Studien verwandte. — Nachdem ihm 1858 seine liebenswürdige Gattin durch den Tod entrissen worden war, nahm er seinen Aufenthalt in Karlsruhe, wo er sich insbesondere der Erziehung seiner Tochter widmete. — Den Winter 1861/62 brachte er mit dieser in Nizza zu, wo ihn die reiche Vegetation dazu anspornte, die schon früher eifrig betriebenen botanischen Studien wieder aufzunehmen. Von da an nahmen seine jährlichen Reisen mehr und mehr den Charakter botanischer Exkursionen an. So durchwanderte er das Florengebiet von Süd- und Nordfrankreich, die Umgebung des Genfer Sees, Oberitalien, überall reiche Schätze für sein sorgfältig gepflegtes Herbarium sammelnd. Ein mehrmaliger Aufenthalt in St. Moritz gab ihm Gelegenheit, die Flora des Engadins kennen zu lernen; ebenso wurde von ihm bei mehrwöchentlichem Aufenthalt in Brunick und Landro im Sommer 1879 die Flora des Puster- und Ampezzothales durchforscht. Im Sommer 1882 dehnte er seine Reise bis nach Kärnten und Krain aus, um dort bis Tarvis und Raibl die seltenen botanischen Schätze sich zu heben. Den letzteren größeren Ausflug unternahm Rüdert im Sommer 1885 nach Bozen und in das Bad Raxos, um von hier aus die interessante Flora des Schlern kennen zu lernen. Auf allen diesen Ausflügen machte er sich genaue Notizen, zuweilen prächtige Schilderungen, so daß man sich über die Pflanzenwelt dieser Dertlichkeiten bei ihm den besten Rath holen konnte. Auch die botanischen Schätze unseres Schwarzwaldes blieben ihm nicht fremd, wie auch ein mehrmaliger Aufenthalt im Bade Kreuth ihm eine genaue Kenntniß der dortigen reichen Flora verschaffte. Ueberall suchte Rüdert Gelegenheit, mit Männern von gleicher Liebe zur Pflanzenwelt zu verkehren, und der sonst so schweigsame Mann wurde sichtlich gehoben und begeistert im Umgange mit botanischen Freunden. Seine gesammelten Schätze sind in einem wohlgeordneten Herbarium aufbewahrt, dessen Ordnung und genaue Bestimmung ihm viele Stunden seiner letzten Lebensjahre verschönerte. — Vom Jahre 1866 an betheiligte sich Rüdert wieder an dem öffentlichen Leben des badischen Landes. Er wurde neuerdings in die Erste Kammer gewählt, wo er während der folgenden langdauernden Landtage eine Reihe schwieriger Arbeiten übernahm. Im Herbst 1871 ernannte ihn der Großherzog zum ersten Vicepräsidenten der Ersten Kammer. — Im Jahre 1872 vermählte sich seine Tochter mit dem Freiherrn Wilhelm von Seldeneck und er selbst schloß eine zweite Ehe mit der Tochter des Großherzoglich Hessischen Landgerichtsraths Brück in Mainz. In seinem aus dieser Ehe entsprossenen Sohne Karl sah Rüdert seinen Wunsch nach einem männlichen Erben erfüllt und durfte damit die Hoffnung hegen, seinen Namen fortblühen zu sehen. — Im Jahre 1881 wurde Rüdert, bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Großherzoglichen Paares und der Vermählung der Prinzessin Viktoria, als Vertreter des kurz vorher gestorbenen Präsidenten der Ersten Kammer bei der Huldigung der Stände und der badischen Grundherren, durch Verleihung des Kommandeurkreuzes des Bähringer Löwenordens ausgezeichnet. — Von 1883—1887 stand er als vom

Großherzog ernannter Präsident an der Spitze der Ersten Kammer und waltete dieses Amtes mit Takt und Umsicht unter warmer Anerkennung seitens der Regierung und der Mitglieder dieses hohen Hauses. Eine im Herbst 1887 auf ihn gefallene Neuwahl zum Mitglied der Ersten Kammer glaubte er nicht mehr annehmen zu sollen. — Durch das ehrende Vertrauen des Großherzogs hatte Rüdts auch der Generalsynode angehört. — Seit dem Tode seines Bruders Ludwig (s. oben) war ihm die Oberleitung der Verwaltung der Familiengüter zugefallen und er hatte in Folge hievon, wenigstens für die wärmere Jahreszeit, seinen Wohnsitz nach Bödingheim verlegt, wohin ihn die Erinnerungen aus der Jugendzeit zogen. Mit hingebendem Eifer und feinem Verständniß hat Rüdts sich der ihm zugefallenen Thätigkeit unterzogen, welcher es an reichem Erfolge nicht fehlte. Dabei kamen auch seine botanischen Kenntnisse zur Geltung, indem er die dortigen Anlagen zu einer Art von botanischem Park umzugestalten suchte, in den er nach und nach alle seine Lieblinge aus den Alpen verpflanzte. Leider war es ihm nur noch vergönnt, die Anfänge dieser seiner Schöpfung zu schauen. — Nachdem ein schweres Leiden, das ihn im Jahre 1889 befiel, durch sorgsame Pflege gehoben schien, trat am Christabend 1890 eine plötzliche Verschlimmerung ein und am 28. Januar 1891 entschlief Rüdts sanft in den Armen der Seinigen. Mit ihnen trauerten am Sarge dieses trefflichen Mannes alle, welche ihm während seines reichen Lebens näher treten durften. \*

### August Schneider

wurde am 7. April 1825 zu Karlsruhe, als Sohn des Kaufmanns August Schneider und dessen Gattin, geb. Botteau, geboren. Durch Unterricht wohl vorbereitet, wurde er 1844 als Guide bei dem militärisch-topographischen Bureau angenommen, zu einer Zeit, als die allgemeine Landesvermessung ihrer Vollendung entgegen geführt wurde. Sein stets bethätigter Eifer gab Anlaß, ihn 1846 in die Kriegsschule aufzunehmen, und schon 1847 erfolgte seine Ernennung zum Portepfefführer und 1848 zum Secondelieutenant im 2. Infanterieregiment. 1852 zum Premierlieutenant vorgerückt, wurde er 1854 als Lehrer zum Kadetten-corps befehligt, 1856 in den Generalstab versetzt und 1858 zum Ordonnanz-offizier des Großherzogs ernannt. 1859 zum Hauptmann befördert, trat er bei der Mobilmachung in den Generalstab zurück, rückte 1867 zum Major vor und wurde 1868 als Bataillonskommandeur in das Leib-Grenadierregiment versetzt. Während einer langjährigen Wirksamkeit im Generalstab vermochte Schneider durch sein hervorragendes Wissen wie durch treue Hingabe an seinen Beruf eine bedeutsame Stellung einzunehmen. Reiche Anerkennung wurde ihm hiefür zu Theil. Die Gnade seines Kriegsherrn verlieh ihm das Ritterkreuz des Bähringer Löwenordens und fügte für seine Leistungen im Feldzuge 1866 die Dekoration des Eichenlaubs mit Schwertern hinzu. Auch von auswärtigen Souveränen empfing er Beweise fürstlicher Huld durch Verleihung des Kommandeukreuzes des Württembergischen Friedrichsordens, des Preussischen Rothen Adler- und des Kronenordens und des Hohenzollern'schen Ehrenkreuzes, des Oesterreichischen Ordens der Eisernen Krone und des Franz-Josef-Ordens, wie des italienischen Ordens vom heiligen Mauritius. Das Jahr 1870/71 berief Major Schneider auf ein Feld schwieriger Arbeit. Bei Ausbruch des Krieges vollzog er den Befehl, die Rheinbrücke bei Kehl zu sprengen. Dann wirkte er während des ganzen Feldzuges als Mitglied und später als Vorstand der süddeutschen Linienkommission. Auch in dieser wichtigen Stellung vermochte er Hervorragendes zu leisten. Seine Verdienste wurden durch das Eiserne Kreuz, das Kommandeukreuz des Bähringer Löwenordens mit Schwertern und den

Baierischen Militärverdienstorden anerkannt. Bei Uebergang des Großh. Armee-corps in die Königl. preussische Armee wurde Schneider als Bataillonskommandeur in das 4. Rheinische Infanterieregiment Nr. 30 eingereiht. Leider waren seine körperlichen Kräfte den vielfachen Ansprüchen des Dienstes bei der Truppe nicht gewachsen, er sah sich deshalb genöthigt, den Abschied zu erbitten, welcher ihm 1872 unter Ertheilung des Charakters als Oberlieutenant gewährt wurde. Dem an rastlose Arbeit gewohnten Offizier war es aber nicht möglich, unthätig zu bleiben. 1874 wurde die Bearbeitung einer neuen Karte des Großherzogthums beschlossen. Da folgte er mit Freuden dem Rufe zur Uebernahme der Leitung dieser weitgehenden Aufgabe und hat während 15 Jahren ein herrliches Werk geschaffen, welches auf lange Zeit dem Heimathlande zum Segen gereicht und weit hinaus über dessen Grenzen die höchste Anerkennung gefunden hat. Oberstlieutenant Schneider vermählte sich am 11. Juni 1861 mit Freiin Marie Rind von Balenstein und gründete damit ein stilles häusliches Glück, wofür er alle Zeit so sehr empfänglich war und das er in reichlichem Maße in seiner Ehe fand. Seine Gesundheit erlitt durch ein Herzleiden öftere Störungen; gleichwohl erhielt er seine Arbeitskraft frisch und ungeschmälert bis zu seinem Ende. Am 22. Juni 1889 setzte ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel, nachdem er noch vorher — als stets treuer Sohn seiner Kirche — zu diesem ernstesten Schritte in die Ewigkeit gläubig-fromm durch Empfang der heiligen Sakramente sich vorbereitet hatte. Ein hochverdienter Offizier, hat Oberstlieutenant Schneider in den verschiedenartigsten Stellungen 45 Jahre hindurch alle seine Kräfte dem Vaterlande gewidmet. Ausgezeichnet durch Gemüth und Herz wie durch Charakterfestigkeit, voll Aufopferung, Theilnahme und Pflichttreue, geehrt durch das Vertrauen seiner Vorgesetzten, wie durch die Liebe seiner Untergebenen, hat er sich für alle Zeit ein treues, dankbares Andenken gewahrt. (Badischer Beobachter 1889 Nr. 143.)

### Georg Weber.

(Zu Theil II, S. 426 ff.)

Am 10. August 1888 starb Georg Weber im 81. Lebensjahre zu Heidelberg. In voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische hatte er das Jubiläum der Universität im Jahr 1886 mitfeiern können. Die bald darauf sich einstellenden Leiden des Alters, deren schmerzlichstes für ihn die Trübung des Augenlichtes war, hinderten ihn doch nicht, freudig erregt und dankbar für jeden Beweis der Freundschaft und Verehrung, am 18. Februar 1888 seinen achtzigsten Geburtstag zu feiern. An diesem Tage gedachte auch der Großherzog, der ihm schon früher das Kommandeurkreuz des Ordens vom Bähringer Löwen verliehen hatte, des treuen Lehrers und angesehenen Gelehrten, indem er ihm den Titel eines Geheimen Hofraths verlieh. Er durfte die Freude erleben, daß von seinem Hauptwerke, der »Allgemeinen Weltgeschichte für die gebildeten Stände«, welche im Jahr 1881 mit dem 15. Bande ihren Abschluß fand, eine zweite Auflage veranstaltet wurde, daß sein beliebtes und weitverbreitetes »Lehrbuch der Weltgeschichte«, der sogenannte »Kleine Weber« in zwanzigster Auflage erschien. Es ist erstaunlich, welche reiche literarische Thätigkeit Weber noch im hohen Alter entwickelte. Als im Jahr 1876 der 100. Jahrestag der Geburt Fr. Chr. Schloßers gefeiert wurde, in welchem Weber Zimmerdar seinen Lehrer und sein Vorbild verehrte, schrieb er die Festschrift »Schlosser, der Historiker«. Später, nachdem die Weltgeschichte abgeschlossen war und er für die Bearbeitung der zweiten Auflage eine Anzahl namhafter Fachmänner gewonnen hatte, deren Rath und Beihilfe ihm zur Seite stand, gedachte er in einer Reihe von Arbeiten der harten

Jugendjahre, deren Kämpfe und Entbehrungen die Grundlagen seines ausgezeichneten Charakters geworden waren. »Mein Leben und Bildungsgang« erschien 1883, »Jugendeindrücke und Erlebnisse« gab er ein Jahr vor seinem Tode heraus. Zwischen herein sammelte er eine Anzahl historischer Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, in den »Geschichtsbildern aus verschiedenen Ländern und Zeiten« (1886). Als das Jubiläum der Universität Heidelberg herannahte, legte er in den »Heidelberger Erinnerungen« (1885) die reichen und vielseitigen Beobachtungen und Erlebnisse nieder, die er während seines mehr als fünfzigjährigen Aufenthaltes in der Residenzstadt am Neckar im lebhaften Verkehr mit den Professoren der Hochschule gemacht hatte, wie er nach dem Feste die Eindrücke, die er dabei erhalten, in sehr interessanten Rückblicken festhielt, die in Fleischers »Deutscher Revue« veröffentlicht wurden. Alle seine Arbeiten — Zeugen eines ungewöhnlichen literarischen Schaffensdranges, der Weber nicht verließ, so lange er athmete, denn nur wenige Tage vor seinem Tode brachte die »Allgemeine Zeitung« noch einen Aufsatz aus seiner Feder — verfolgen den Zweck, das von ihm und Anderen Erforschte für den Jugendunterricht, mehr aber noch für die Belehrung weiterer Kreise von Gebildeten und geistig Strebenden zu verwerthen. Mit Recht darf von seiner Weltgeschichte, die in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen ist, gesagt werden, daß sie »ein wesentliches Ferment unserer höheren und edleren Durchschnittsbildung geworden ist, in den engsten Beziehungen zu unsern nationalen und staatlichen Sorgen, Interessen und Idealen steht und in glücklicher und verheißungsvoller Weise die Bedingungen, Voraussetzungen und Aussichten charakterisirt, unter welchen heutzutage bei auch auf historischem Gebiete so weit vorgeschrittener Arbeitstheilung zusammenfassende, universalhistorische Unternehmungen gewagt werden können.« (Vgl. den Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung 1888 Nr. 229, Beilage.)

